



Leseprobe

Beltaine 2

Oisín

Firinne, Glinne, Ionacht!

- Wahrheit, Klarheit, Reinheit

Werte Leserin, werter Leser,

Draußen auf dem Hügel Taras saß ich und über mir, weiß, tanzten die Wolken auf dem Fest des Himmels, so blau. Ich war nicht allein, dort droben am Liath Fial, am Königsstein warst Du bei mir.

Und noch einer und noch einer und eine, die tanzte und eine, die schwieg. Die Welt drehte sich um uns, wir drehten uns um die Welt. Da haben wir Dich gefunden und nach Hause geholt, nach Beltaine. Auf Erius Pfaden sind wir der Spur unserer Herzen gefolgt und immer wussten wir sicher: Ich bin nicht allein. Der Schatten eines anderen verschaffte mir Luft, die Hand eines anderen hielt mein Schwert. So, jeder für jeden da, bauten wir die Eine Welt, die Gemeinsame Eine Welt der Gerechten, in der alles gleich ist. Der Himmel ist der Tanzboden unserer Träume, unsere Hände sind die Feder, sie in die Wolken zu schreiben und wahr werden zu lassen. Spring, du mutige Seele, denn Du hast diese Seite aufgeschlagen und einem Wunder die Tür geöffnet, spring in meine Arme.

Wir sind das Netz, das Dich auffängt und zurückwirft in die Strudel des Lebens. Unsere Liebe trägt Dich empor, Mut verleiht Dir Flügel, wirf Dich in die Arme der Welt, der Frauen und Männer und Kinder. Tauche ins Licht und atme Dich ein.

In der Einen Welt sind wir alle Schlüssel, Tor, Schloss und Schwelle.

Wir lassen niemanden fallen. Wir halten niemanden auf.
Wir sind die Welle des Flusses. Wir folgen seinem Lauf.
Wir sind das Ufer, das Meer, nichts und alles, keiner und jeder.

Komm sei unser Gast oder, wenn Du länger bleiben willst – komm sei ein Teil von uns!

Du warst nie fort! Du bist wir Alle!

chrismegan

.

.



Die Prophezeiung



Einer wird kommen – Neige Dein Knie!

Königlich überragte der Berg das Land. Bin-Gulbain, der große Tafelberg Erius, der einzige seiner Art, er schien zu schlafen. Samtgrün waren seine Hänge überzogen und die halbverwilderten Schafe waren die fleißigen Schneiderlein, die Sorge trugen, dass das Grün ihn nicht überwucherte, seine Hoheit verschluckte. Ja, er war der wahre König über das Land. Wenn Tara und das Geheimnis der Boinny/Boyne, Herz und Leib dieses Reiches waren, so war hier in den Tiefen des Bin-Gulbain die Quelle, die all dies mit Leben speiste, verborgen. Der Anfang und das Ende. Denn hier war die Heimat des Blauen Schwertes der Wahrheit und nur der rechtmäßige Herrscher des Landes, Ardri, der Hochkönig, konnte es hier erlangen, um es zu Lebzeiten zu tragen. Nach seinem Tod war es Aufgabe des Kleinen Volkes das Schwert wieder herher zu bringen zum Geheimen See des Blauen Schwertes. Heute krönten Gewitterwolken das königliche Haupt Erius. Grausame Blitze zuckten über den Himmel wie ein Rudel Rehe auf der Flucht vor dem Jäger mit der sicheren Hand. Gewaltige Donner grollten durch die Nacht. Das Rumpeln der luftigen Massen erschütterte die ganze Insel bis ins Mark. Tief im Herzen des Berges schlug ein anderes Herz, ein furchtsames Herz, eines, das mit einer großen Bürde beladen war. Mit wissenden Augen strich sein Blick über den verwaisten See. Das Blaue Schwert der Wahrheit war fort. Auf Tara stützte sich Solasard mac Annir darauf, wenn er auf seinem Throne saß und Recht sprach, sein Sohn. Er selbst, Fionn mac Cumhail, hatte ihn zu diesem Ort geführt. Er selbst hatte die Königswürde in diese Hände abgegeben. Er selbst hatte, alles, was nun folgen würde, zu verantworten. Er, Fionn mac Cumhail, war die Hand, die den Stein ins Wasser geworfen hatte und seine Kreise würden das ganze Land erschüttern und doch – nichts und niemand durfte den Lauf der Zeit, das allmächtige Schicksal aufhalten. Der Goldene Pfad des Lebens, des Landes durfte um keinen Preis verlassen werden. Jetzt schon flossen zwei gewaltige Ströme auf Tara zu, unaufhaltsam und der eine war so weiß wie Schnee, wie die reinen Blüten des Weißdorns im Wind. Er würde die Rettung sein, das Leben in der Leblosigkeit, der Samen, der das Erbe der Fianna in sich trug. Doch der andere war schwarz, wie die giftigen Beeren des magischen Schwarzdorns und nur eine lange Kette von Feuer und Blut konnte aus diesem Unheil etwas Gutes erwachsen lassen. Die Welle der Zerstörung war nah und alles, was er mit seinen eigenen Händen geschaffen

hatte, ja, geboren hatte, die Fianna, war in Gefahr. Zittrig war die Hand, die ihre Finger nach der Schlagader Erius, seinen Hütern und Beschützern ausstreckte, doch immer noch schlagkräftig und gefährlich. Ja, beide sind wir alt. Doch unsere Söhne sind jung und stark. Nur zwei Felsen werden am Ende der Schlacht aller Schlachten aus dem Meer des Untergangs ragen. Wieder grollte es durch die Nacht, doch es war nicht das Gewitter, das Fionn fürchtete. Dreimal schon hatte er der denselben Traum gehabt. Der Wächter des Blauen Schwertes der Wahrheit schüttelte sich und kalte Schauer liefen ihm über den Rücken. Sie alle würden sterben, ertrinken in einer dunkelroten Flut aus Blut und über allem war eine Stimme, die rief: „Erwache! Einer wird kommen. Neige Dein Knie! Der König wird kommen! Doch es ist nicht Dein Sohn!“



Tara



Rätsel in der Nacht

„Siochain, Liebes, wo ist Deine Mutter?“

Solasard saß auf seinem Thron, den Silberreif in seinem kurzen blonden Haar, in dem schon die ersten grauen Strähnen aufblitzten. Ja, er war der Herr auf Tara, der Herr im Reich, der König. Wünsche wurden von seinen Augen abgelesen, sein Volk liebte und ehrte ihn. Alles könnte so schön und friedvoll sein, wenn nicht seine Frau dieses eigenwillige Wesen an seiner Seite wäre oder besser, wenn sie nur an seiner Seite wäre. Leise schmunzelte er in sich hinein.

Amhrán neigt ihr Haupt nur vor ihren Göttern, ihrem Volk und ihrer Tochter, nicht aber vor ihrem Mann und König. So ist sie. Immer noch muß ich mir diese Frau jeden Tag von Neuem erobern. Aber, ach, was für ein Vergnügen ist es, sie zu überraschen, ihr Staunen zu genießen, wenn sie in meine Arme fliegt, dann gehört sie nur mir, mir allein und niemandem sonst. Wäre sie doch hier, hier bei mir, immer ist sie unterwegs, um irgendwo irgendjemandem bei irgendetwas zu helfen.

„Vater, Vater, hörst Du mich?“ Die eindringliche Stimme Siochains holte ihn nur langsam in diese Welt zurück. „Du weißt doch, wo sie ist, im Coven bei Rhiannon.“

Der König winkte gedankenversunken ab, ja, richtig, bei Rhiannon, immer bei ihr, wenn sie so lange fort blieb.

Die klugen, braunen Augen Siochains verfolgten jede Bewegung des Königs. Mit Leichtigkeit konnte sie in seinem Gesicht die Sehnsucht nach ihrer Mutter lesen. Mit ebenso großer Leichtigkeit hatte sie ihrerzeit auch sehr schnell gelernt, dass nicht eine Faser ihres Körpers ein Echo dieses Fremden sein konnte. Solasard war nicht ihr Vater. Jeder seiner Gedanken, seiner Bewegungen und Worte ließen sie von Anfang an wissen, dass sie mit diesem Manne nichts gemein hatte. Das menschliche Blut, das in ihren Adern pochte, kam nicht von seiner Seite, sondern allein von ihrer nur allzu menschlichen Mutter. Über den elbischen Anteil sprach Amhrán nie, aber Siochain hatte ihn einmal gesehen, den Elbenmann im Leben ihrer Mutter. Ihm verdankte sie ihr rabenschwarzes Haar, glatt und glänzend, hüftlang und ihr gertenschlanke Dasein. Eines Tages war er am Hofe erschienen, zu Gesprächen mit Solasard. Ihre Mutter war ihm so gut es ging aus dem Weg gegangen, aber am Ende war es ihm doch gelungen, sie heimlich aufzusuchen. Siochain wußte nicht, wie, aber plötzlich schob sich die Tür zum Gemach ihrer Mutter auf und dieser wunderschöne fremde Mann stand im Raum. Der Blick Amhráns sprach Bände, mit einem Jauchzer flog sie ihm entgegen, warf sich in

seine Arme und küsste sein Gesicht. Siochain, den Göttern sei Dank, die einzig Anwesende, war vergessen. So innig hielten sich die beiden. Kein Zweifel, dies war ihr wahrer Vater und dies war der einzige Mann, den ihre Mutter mit Leib und Seele liebte, mochte ihr Herz ruhig Solasard gehören, warum auch immer. Seit jenem Tag wusste sie den Namen ihres Vaters: Misnéachard. Er war der Herr über das Sommerland und gemeinsam mit Solasard hatte er gegen die üblen Síofra gekämpft und so wurde die große Eine Welt begründet. Beide waren sie Helden, ihr wahrer Vater und ihr Ziehvater, der sie aufgezogen hatte, auf dessen Schoß sie gesessen hatte und der sie beschützt und behütet hatte und in seiner Wirklichkeit war sie ja auch seine eigene Tochter. Doch irgendwie gab es immer eine unsichtbare Mauer zwischen Solasard und Siochain, etwas, das ihre Herzen nicht zueinander finden ließ. Irgendwie, irgendwo war sie auch sein Kind und doch war er immer mehr „der König“ als ein Vater für sie. Siochain wusste genau, warum Solasard ihre Mutter suchte. Es war schon immer so, wenn Ungemach drohte oder drohen könnte, wollte der König seine Königin an der Seite haben. Ja, er war tapfer und ein guter Krieger, sogar ein kluger Kopf, aber Amhrán hatte trotzdem immer noch eine eigene Art, die Welt und vor allem die Menschen darin zu betrachten und zu bewerten. Ja, Siochain wusste genau, warum ihr Vater Amhrán jetzt gern an seiner Seite hätte, denn spät in der Nacht hatte sich noch einmal das Große Tor Taras geöffnet und Hufschlag erklang im Torweg, der Hufschlag eines einzelnen Pferdes und viele Meilen war es gegangen. Da waren zwei kleine Füße nochmal von ihrer Lagerstatt aufgesprungen, hatten sich die dicke Decke geschnappt und waren auf leisen Sohlen in den Thronsaal geschlichen. Die Herdfeuer waren schon längst erloschen. Nur noch vereinzelt brannten spärliche Fackeln in ihren Halterungen. In der großen Feuerstelle hinter dem Thronstuhl züngelten die letzten Flammen eines Feuers, als den orangenen Bittstellern Gnade gewährt wurde, indem ihnen neue Scheite gereicht wurden. Aber auch ohne das sich nun ausbreitende Licht hätte Siochain die beiden Männer erkannt, die hier in ein aufgeregtes Gespräch vertieft waren. Der eine, ein Schlitzohr aus dem Fahrenden Volk, eben jener Freund, mit dem Solasard das Abenteuer begann, das ihn schlussendlich auf den Thron gebracht hatte und der andere, der Nachfolger des Mannes, der seinen menschlichen Leib geopfert hatte, um die Traumstraße und ihren Grundstein zu retten, Measartha hatte von Solasard die Ehre angetragen bekommen nun der 1. Hauptmann des Königs zu sein. Aber Measartha hatte abgelehnt. Niemand konnte die Lücke füllen, die Rabharta hinterlassen hatte. Oh ja, Siochain kannte beide Herren nur zu gut, den pflichtergebenen Anführer der Königlichen Garde und den mit allen Wassern gewaschenen Herrn des Fahrenden Volkes. Oft genug hatte sich Solasard Auskünfte von dem einen eingeholt und schwierige Aufgaben von dem anderen erfüllen lassen. Um wieviel spannender war es nun beide hier

vereinigt zu sehen, vielleicht, wenn sie leise genug war, konnte sie sogar das Geheimnis um dieses Rätsel lüften. Eben noch hörte die Lauscherin ein leise gewispertes: „Bist Du wirklich sicher?“ von Measartha. Worauf Athraigh erwiderte: „Ja, todsicher. Meine besten Frauen und Männer habe ich ihm nachgejagt und es war bei den Göttern keine Leichtigkeit, ihn zu finden. Fionn mussten wir ja, wie vereinbart, aus dem Spiel lassen und Camchéachta hatte auch so einiges beizutragen, aber der Schlüssel zum Rätsel war Draighean. Er war sogar drüben. Er hat mit Misnéachard gesprochen und auch mit Eala.“ Hörbar zog Measartha die Luft durch die Nase ein. „Er hat mit Misnéachard gesprochen? Ich weiß nicht, ob das dem Hohen Herrn gefallen wird.“ „Das glaube ich auch nicht“, mischte sich da eine dritte Stimme ein. „Und Eala habt Ihr auch in diese Angelegenheit eingebunden?“ Der Hochkönig trat mit ernster Miene hinter eine Säule hervor. Nachdem er sich grübelnd über das Kinn gefahren war und geseufzt hatte, fuhr er fort zu sprechen. „Siochain, Kind, wickel Dir Deine ohnehin viel zu große Decke um und setz' Dich zu uns ans Feuer. Wenn ich Dich zu Bett schicke, tauchst Du ja doch wieder in einer anderen Ecke auf und belauschst uns einfach von dort. Vielleicht fällt Deinen jungen Augen und Ohren ja das ein oder andere auf, das meinen entgeht. Athraigh wirf ruhig noch ein, zwei Scheite mehr aufs Feuer. Das wird eine lange Nacht und ich gedenke nicht zu frieren, während Du mir alles bis auf die haarfeinste Kleinigkeit erzählst. Ich will alles wissen. Athraigh, Du sagtest, Du habest mit Draighean gesprochen und dieser mit Mísneachard. Sag, hast Du Neuigkeiten von der Königin?“ Athraigh trat mehr ins Licht: „Nein von der Königin habe ich keine Nachricht. Ist denn nicht Scathcrobh bei ihr? Gibt es denn Grund zur Sorge?“ Solasard zog sich seinen Thron an das Feuer heran und deutete in Richtung Saal, dass auch Athraigh und Measartha für sich und Siochain Stühle heranschaffen sollen. „Nein, es gibt keinen Grund zur Sorge oder besser, bei ihrem Gemüt gibt es immer Grund zur Sorge. Sie ist wie ein Schmetterling, der zu jeder Blüte fliegt, die lockt, auch wenn sie noch so giftig ist. Und ja Scathcrobh ist bei ihr. Das wenigstens konnte ich ihr abringen, auf all ihren Pfaden. Und doch, was heißt, das schon? Er kann sie auch nicht vor sich selbst beschützen, sondern nur vor der Gefahr, die von außen kommt. Ich weiß nicht, ich habe das Gefühl, es liegt Unheil in der Luft, aber ich kann nicht greifen, von woher. Als habe ich mit der Suche nach Oisín einen Faden im Tuch des Schicksals neu verwoben. Ich weiß nicht, wohin es führen wird. Siochain sagt, Amhrán sei bei Rhiannon und so wird es auch sein. Seltsame Zeiten stehen uns bevor, das spüre ich und da will ich wissen, wo die meinen sind. Amhrán, mein Schmetterling....Ach, ich wäre auch froh, wenn ich einmal etwas anderes zu Gesicht bekäme als Taras Wände, Taras Hof, Taras Hallen und seine Türme.“ Measartha und Athraigh warfen sich verwunderte Blicke zu. Zu viert saßen sie vor dem Feuer. Der Mann aus dem

Fahrenden Volk war der erste, der seine Sprache wiederfand. Er holte tief Luft, denn er hatte viel zu erzählen. „Solasard, lass uns jetzt von meinem Auftrag sprechen. Du weißt, dass ich fast schon an Deinem Verstand gezweifelt habe, als Du mich für diese Aufgabe ausgewählt hast. Aber Du bist der Hochkönig und die Wünsche des Hochkönigs werden erfüllt, sogar die unerfüllbaren. Fionn durfte ich ja nicht fragen, obwohl er als Vater Deines Bruders mein erster Gedanke war. Nun, es war wie es war, nachdem Du mir von Oisín erzählt hattest und davon, dass Du ihn jetzt, da Du als Hochkönig endlich fest im Sattel sitzt, endlich kennenlernen willst. So habe ich mich daher auf den Weg gemacht. Ich bin nur froh, dass ich all die Wege, die ich geritten bin auf einem unserer Schecken saß. Denn hätte ich auf Scathcrobhs schwarzem Schrecken gesessen, wir hätten uns gegenseitig die Knochen abgetragen. Ja, wir aus dem Fahrenden Volk wissen schon, was wir unseren schwarzweißen Tinkerpferdchen zu verdanken haben. Zuerst führte Gobhas und mein Weg nach Gailimh zum „Schlafenden Eber“. Solasard, Du wolltest eine Suche unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Aber wenn Du Antworten willst, musst Du auch Fragen stellen dürfen. Oisín ist nicht vergessen, auch wenn er die meiste Zeit des Jahres nicht auffindbar scheint und nur selten bei den Fianna auftaucht. Blonag konnte sich noch gut an ihn erinnern, sein bescheidenes Wesen, seine zurückhaltende Art. Er ist wohl schon immer mehr ein Sohn seiner sanften Mutter gewesen als seines polternden Vaters. Sie hat mir auch von der tiefen Liebe zwischen Fionn und Sadv, seiner Mutter, erzählt und dem gemeinen Verrat, der sie beide wieder trennte, obwohl sie schon hochschwanger war. Ich erspare Euch das in Anbetracht der fortgeschrittenen Stunde. Darüber lässt sich bei Tageslicht ohnehin besser sprechen. Auf jeden Fall traf ich dort nicht nur auf Camchéachta, der wohl mit einem ähnlichen Auftrag unterwegs war wie ich, sondern auch Draighean, den Herrn des Kleinen Volkes, der auf Uisneach herrscht. Ich fand es sehr bemerkenswert, dass wir alle drei auf der Suche nach Oisín waren. Vor allem fragte ich mich, was ich nicht weiß, aber sie, dass sie sich offensichtlich, so wie ich auch auf diese Suche begeben haben. Irgendwie erinnerte mich das daran, wie es damals war, als alle nach Solasard Ausschau gehalten haben. Warum waren diese beiden Kräfte, das Kleine Volk und die Fianna auf derselben Fährte wie ich? Von Camchéachta erfuhr ich nur, dass es ein persönlicher Auftrag von Sionnach war, ein Gefallen sozusagen – ein Gefallen, von dem sogar Iolaranam nichts weiß. Aber für einen kleinen Gefallen hatte er schon einige Meilen hinter sich gebracht von Cill-dara bis nach Gailimh ist schon ein Weg und wenn ein Camchéachta für so eine Sache entbehrt werden kann, dann geht es nicht nur um einen kleinen Gefallen. Dann geht es um etwas Großes.“ Measartha blickte ernst und wechselte fragende Blicke mit dem Hochkönig. „Herr, für mich klingt das auch nicht gerade nach einem zufälligen Treffen, um

mal mit alten Freunden ein Pint zu trinken.“ Athraigh lachte: „Da kannst Du Dir sicher sein. Es war ihnen geradezu hochnotpeinlich aufeinander und dann auch noch auf mich zu treffen. Ich konnte das genau sehen. Ich hatte nämlich gerade ein innigliches Gespräch mit Blonag, als die Tür aufging und Camchéachta in den „Schlafenden Eber“ polterte. Als er mich entdeckte, gefror seine Miene zu etwas, das Milch und Wasser sauer werden lässt. Natürlich hat er sich sofort zu uns gesetzt. Vorbei die Hoffnung auf eine Nacht in gepolsterten Betten. Ich habe Hörensagen, dass manche Jäger bei ihr mit Bärenfellen bezahlen, wisst Ihr wie warm und weich das ist?“ Solasard räusperte sich ungeduldig: „Nein, Athraigh, das wissen wir nicht und ich schätze Du auch nicht, oder hast Du etwa Deine kostbare Zeit auf Blonags Lagerstatt vergeudet?“ Athraigh schüttelte sich, als habe ihn jemand am Genick gepackt und ordentlich gerüttelt. „Nein, mein Freund, ich habe keine Zeit verschwendet. Ich habe mich geopfert und zwei, drei, vier Pint mit ihm getrunken, um seine Zunge zu lockern und siehe da, er hat mir alles haarklein erzählt, von Sionnach und ihrem kleinen Gefallen in Sachen Oisín. Sie hatte einen Traum oder wie er mir erzählte, sie war auf der Traumstraße gewesen oder so ähnlich und dort ist sie Eala begegnet. Du weißt schon, die große Liebe von Rabharta, dem Ersten Hauptmann. Eala habe ihr gesagt, eine große Gefahr drohe den Fianna, ein Krieg, der sie vernichten wird und gleichzeitig ihre Auferstehung sein wird. Ich habe das auch nicht so ganz verstanden, aber auf jeden Fall ist Oisín der Schlüssel für das Schloss dieses Rätsels. Ihn solle sie finden und zu seinen Waffenbrüdern zurückbringen. Er brauche ihren Schutz und sie solle es schnell und im Geheimen tun.“ Solasard legte Athraigh eine Hand auf den Arm. „Na, das ist ihr ja hervorragend gelungen. Was für eine Gefahr denn? Und warum weiß sie davon und ich nicht. Eriu ist befriedet, seit ich König bin. Aller Streit ist geschlichtet. Das Land blüht und gedeiht. Die Ernten sind ein Traum und die Schober stehen voll im ganzen Land. Von wo soll uns denn Gefahr drohen? Measartha, weißt Du etwas, etwas was ich noch nicht weiß?“ Der Angesprochene schüttelte leicht den Kopf. „Nein, Herr, alle Boten bringen die gleichen guten Nachrichten, dass Friede im Land herrscht und alles ein Wohlgefallen ist. Sicher gibt es Streitigkeiten zwischen einzelnen Clans, aber das ist ja kein Grund, um einen Krieg anzufangen.“ Solasard blickte gedankenversunken ins Feuer, als lägen dort die Antworten auf seine vielen Fragen. „Athraigh, was ist mit Draighean? Wie kam er in Euren erlauchten Kreis?“ Athraigh versuchte, seine Freunde etwas aufzuheitern: „Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll, aber er kam ganz einfach durch die Tür und ohne Umschweife an unseren Tisch, zog sich einen Stuhl heran, setzte sich und fragte: „Oisín?“ Na ja, wie willst Du da noch was anderes sagen als ja.“ Solasard schüttelte den Kopf und sagte: „Du hättest auch sagen können „Nein“ oder „Wie bitte?“ oder etwas ganz anderes. Man merkt, Du warst zu oft am Hofe und zu wenig draußen und unter

Deinesgleichen. Du wirst weich, mein Lieber.....“ Solasard kniff ihn leicht in den Oberarm. Athraigh erwiderte etwas beleidigt: „Du warst wohl auch zu lange am Hof. Du weißt genau, dass man Draighean nichts vormachen kann. Da sind ein paar Tropfen Elbenblut in seinen Adern und die lassen sich nicht beflunkern. Wird Zeit, dass Du Dich mal wieder von Deinem Thron erhebst und unter die Leute kommst. Sonst wirst Du auch noch weich und verlierst den Überblick für das, was da draußen wirklich vorsichgeht. Mehr war jedenfalls aus Draighean nicht heraus zu bekommen, außer dass es eine persönliche Angelegenheit sei.“ Measartha räusperte sich und fragte: „Eine persönliche Angelegenheit? Draighean und eine persönliche Angelegenheit, was kann das wohl sein? Soweit ich mich erinnere, gibt es da niemanden und er selbst ist doch ständig, damit befasst, die Belange seines Volkes zu regeln. Den einzigen, mit dem ich ihn immer sprechen sehe, außer Dair, ist Reogaoth, der Königliche Berater des Sommerlandes, den uns Mísneachard hierher gesandt hat.“ Athraigh warf ein: „So, so mit Reogaoth, Herrn Frostwind, der eigentlich nur aus eisblauen Augen und sehr großen und spitzen Elbenohren besteht. Wo er geht und steht, höre ich nur die Hofdamen seufzen und seinen Namen flüstern und wenn er dann doch einmal das Wort an sie richtet, natürlich immer höflich und immer im angemessenen Rahmen, versinken sie in ihrer Schamhaftigkeit oder beginnen hoffnungsvoll zu stottern. Ich weiß überhaupt nicht, warum Misnéachard uns den geschickt hat. Solasard braucht keinen königlichen Berater, dafür hat er seine Freunde. Von Goworr habe ich allerdings auch schon ewig nichts mehr gehört, seit er sich nach Thule auf den Weg gemacht hat. Vielleicht hat er ja dort ein paar Leutchen seinesgleichen gefunden, falls er je dort angelangt ist. Dann hätte wenigstens einer von uns ein bisschen Spaß. Wenn es nach mir ginge, wäre wieder alles so wie früher, ohne all die Fremden am Hof. Nur Solasard, seine Gefährten und ein bisschen Gesinde.“ Measartha lachte leise in sich: „Athraigh, dann hätte sich die Kinderzahl schon allein wegen Dir nach kurzer Zeit verdoppelt. Lass Reogaoth ruhig auch was übrig. Er ist kein schlechter Kerl, halt etwas wortkarg und kurz angebunden für meine Begriffe.“ Solasard wurde langsam ungeduldig: „Athraigh, bitte! Es gibt keine Fremde hier am Hof und schon gar nicht, wenn sie von Mísneachard kommen. Hätten wir vor meiner Zeit einen besseren Umgang mit den Elben, Zwergen und dem Kleinen Volk gehabt, wäre es vielleicht nie zu einem Krieg gekommen. Die Siofra hatten einen Grund in ihrer Gedankenwelt, warum sie uns angegriffen haben. Immer fängt alles mit einer Spaltung an, weil sich einer als Fremder fühlt oder wie ein Fremder behandelt wird. Ich will das nicht in meinem Reich und gleich gar nicht an meinem Hof. Ich habe gesehen, wohin das führt. Im Nachhinein hätte ich vielleicht sogar geradeheraus mit Reogaoth und Draighean sprechen sollen. Aber ich war mir nicht sicher und kenne sie auch nicht gut genug und so fängt es schon wieder an –

bei mir selbst. Athraigh, wie ging es dann weiter? Ich habe das Gefühl, dass der Tag schon bald dämmt.“ Der Mann aus dem Fahrenen Volk legte noch zwei Scheite ins Feuer und fuhr fort: „Gut. Wir saßen jedenfalls bei Blonag am Tisch und irgendwie war klar, dass wir es alle drei auf dieselbe Beute abgesehen hatten. Ich glaube der Augenblick, in dem uns das klar wurde, bis das jemand endlich den Mund aufmachte, war gefühlt der längste meines Lebens. Schließlich fing Camchéachta an und sagte: „Was Ihr auch immer denkt und wir wissen ja alle, dass er zu uns Fianna gehört. Er ist nicht bei uns und auch bei keiner anderen Einheit. Überhaupt ist es lange her, seit wir ihn das letzte Mal gesehen haben. Es heißt, er wandle zwischen den Welten, sei mal hier, mal in der Anderen Welt. Wieder andere behaupten, er habe sogar eine Familie in der Anderen Welt, Frau und Kinder, und er würde den Frieden so genießen, dass er gar nichts mehr zu tun haben will mit den Fianna, Eriu und den Machenschaften der herrschenden Häuser. Wieder andere sagen, er sei tot, verschollen, verschwunden auf einer Reise zu Fingals Höhle. Wobei ich mich frage, was er dort gewollt haben soll. Ich habe sogar Boten zu den Waldelben nach Cill-Airne gesandt. Niemand hat ihn gesehen oder von ihm gehört. Nur von den Hochelben kam keine Nachricht zurück und wir alle wissen, was: Keine Nachricht von den Hochelben bedeutet. Es heißt immer das Gleiche: Wir wissen etwas, aber wir sagen nichts. Wir kennen die Tatsachen, aber wir halten uns raus. Eure Angelegenheit ist nicht unsere Angelegenheit. Es ist immer dasselbe mit den Spitzohren, wenn Du etwas wissen willst, musst Du Dich auf ihren Grund und Boden begeben und ihnen Dein Messer selbst auf die Brust setzen. Erst dann Auge in Auge kannst Du hoffen, eine Antwort von ihnen zu erlangen, wenn es gerade in ihre Pläne passt. Deshalb habe ich mich auf den Weg gemacht und wenn es den Ort gibt, wo es die frischesten Neuigkeiten abzufischen gilt, dann hier bei Blonag im „Schlafenden Eber“. Hier ist das Met am besten, der Braten am saftigsten und die Mädchen am knackigsten. „Na ja, Ihr kennt ja den Großen Bären und seinen unbeschreiblich großen Hunger nach Leben und anderem. Ja, und Draighean macht eben das, was er am besten kann, schweigen und seine Blicke bedeutsam durch den Raum schweifen lassen. Auf die Frage, warum er auf der Suche nach Oisín sei, gab er als Antwort nur: „Ist eine Sache zwischen ihm und mir, aber wir können zusammen reisen, weniger Gefahr für den einzelnen.“ Das allerdings hat mich schon wieder etwas stutzig gemacht. Ein Mann wie Draighean, der geborene Einzelgänger, legt auf einmal Wert auf die Gesellschaft von einem Fianna und einem Mann aus dem Fahrenen Volk. Ich fand, das wirft schon einige Fragen auf, denn was sollten wir ihm schon zu geben haben? Das Kleine Volk hat die ganze Insel unterwandert. Nichts geschieht, ohne ihr Wissen und eines ist noch klarer als Blonags beste Kloßbrühe, das letzte, was ein Mann wie Draighean braucht, ist Schutz. Anscheinend hatten wir

etwas anderes im Angebot, was ihn auf die Idee brachte, mit uns zu reisen. Wobei er schon wieder im Vorteil war, denn er war der einzige, der wusste, was das Ziel unserer Reise sein würde. Inish Bodbh. Aber wir wussten so vieles nicht. Wohin uns die verschiedenen Wege führen würden und warum. Wie wir so am Tisch saßen, beschlossen wir, am nächsten Morgen loszureiten, nach Sonnenaufgang und einem prächtigen Frühstück. Wir waren schon eine seltsame Reisegesellschaft und wie selbstredend war es Draighean, der auf seinem außergewöhnlichen Schimmel voranritt. Wenn ich es nicht besser wüsste, hätte ich gesagt, es ist Macha, aber das Brandmal war ein anderes als bei ihr. Es war kein Auge, es war ein Mond mit einem abnehmenden und zunehmenden Halbmond links und rechts davon. Ein bisschen muss es so ausgehen haben, als wäre er der Herr und Camchéachta und ich auf unseren gewöhnlichen Braunen sein Gefolge. Irgendwie wurden wir auch nicht gefragt, wo es lang ging. Am ersten Tag ging es Nord/Nordost immer tiefer ins Landesinnere, wo sich das Land in Wellen, Hügeln, Tälern und Seen sich selbst ergab. Wir hatten wirklich keine Ahnung und das war auch gut so. Spät am Abend erreichten wir einen See, wo schon eine einsame, verlassenene Feuerstelle auf uns wartete. Hier machte Draighean endlich Halt, stieg vom Pferd und sagte: „Hier bleiben wir heute Nacht.“ Dann holte er getrocknetes Elbenbrot aus seiner Satteltasche, gab jedem davon einen Fladen und setzte sich auf einen Stein am Ufer. Nur um Euch ein Bild von dieser fröhlichen Unternehmung zu geben. Draighean hatte an diesem Tag vollbracht, was wahrscheinlich vorher noch nie einem Menschen gelungen ist. Während der ganzen Zeit, während dieses ganzen Tages hat tatsächlich keiner von uns dreien ein Wort gesprochen. Es war, als wären wir Geister und irgendwie gab es auch nichts zu besprechen. Wir wussten alle drei wie seltsam wir anmuten mussten. Die Nacht war feucht und kalt, selbst mit einem Feuer und schon bevor die Sonne über die Himmelsgrenze schaute, waren wir wieder unterwegs und je weiter wir in den Osten kamen umso klarer wurde uns, wohin Draighean uns führte. Wir alle sind mit den Sagen und Legenden des Roten Zweiges aufgewachsen: Maeve, Ailil, Fergus mac Roy und Cuchulinn, die wundersame Festung Cruachan und auch das Tor zur Anderen Welt, aus dem die tausend Schweine der Vorhersagung strömten, um mächtige Verheißungen auszusprechen: Owenyagat. Das war unser Ziel. Dieser seltsame Ort inmitten all der verlassenenen Festungen und Gräber, wo so vieles begann und endete. Hier zu Füßen eines Haselstrauches befanden sich die Stufen in die Tiefe, als wäre es Connlas Brunnen, in dem der Lachs der ewigen Weisheit seiner Jagd nachgeht. Es war schon fast dunkel, als wir ankamen. Draighean stieg ab und sagte uns in seiner kalten, abgeklärten Art: „Ihr bleibt hier und ich gehe hinunter. Was auch immer geschieht, Ihr rührt Euch nicht vom Fleck und Ihr folgt mir auf keinen Fall nach. Wenn ich bis zum Morgengrauen nicht zurück bin, kehrt Ihr um und

sagt niemanden ein Wort davon, dass wir hier waren. Dann ist dieser Weg schon verschlossen und ich bin verloren und bar jeder Macht.“ Die Pferde hatten wir an einer Pappel in der Nähe festgemacht und Camchéachta und ich blieben wie artige Kinder ein gutes Stück von diesem magischen Tor entfernt. All das war uns nicht geheuer, aber es wurde auch nicht besser, während wir verfolgten, was Draighean tat. Zuerst umschritt er den Eingang und dabei streute er mit einer Hand etwas, das aussah wie gelbes Pulver und mit der anderen warf er aus einem Beutel kleine goldene Kügelchen auf den gelben Pfad. Kurz bevor er wieder an den Eingang trat, beugte er sich nieder, rieb etwas aneinander und ehe wir uns versahen, stand der ganze Kreis lichterloh in Flammen. Es roch seltsam wie eine Mischung aus verdorbenen Eiern und verbranntem Harz. Einmal noch trafen sich unsere Blicke und er warf eine handvoll weißen Staub in die Luft und blies ihn in unsere Richtung. Dann war er in der Tiefe verschwunden. Ich weiß nicht wie ich es beschreiben soll, aber anscheinend befand sich etwas in dem Staub oder dem Qualm des Feuers. Jedenfalls war mir auf einmal so, als wären alle Lasten und Bürden von mir genommen. Mein Herz war mit einem Mal so leicht wie ein Flügelschlag. Alle Sorgen, Gedanken an Tara, die Suche, meinen Stamm schienen wie ausgelöscht. Es gab nur die Flammen, die jetzt immer kleiner wurden und eine große Leichtigkeit. Irgendwann bin ich dann wohl eingeschlafen und die Welten, die ich in diesem Traum bereiste, werde ich mein Leben lang nicht mehr vergessen. Es war, als ob ich das Land der Jugend besuchte und auch das der Frauen, die Insel der Apfelbäume und das Land der ewigen Verheißung. Noch nie habe ich ein solches Glücksgefühl empfunden und als ich früh am Morgen erwachte und mich unter der grinsenden Beobachtung des Großen Bären wiederfand, sagte er mir, es sei ihm genauso ergangen wie mir. Draighean war noch mitten in der Nacht aus der Finsternis zurückgekehrt, hatte für uns ein Feuer entzündet und aus dem Wäldchen in der Nähe Holz herbeigeholt. Die Wärme und auch der Lichtschein taten uns gut. In einem langen, schmalen Topf blubberte Wasser und darin Minze, die unsere Lebensgeister wieder hervorbrachte. Camchéachte war der erste, der seine Sprache wiederfand: „Und hast Du nach Deinem Feuerwerk dort unten etwas erfahren? Ich habe ja keine Ahnung, was Du da gestern angestellt hast, aber meine Träume waren unglaublich. Und Deine?“ fragte er mich. „Was soll ich sagen. Jedenfalls habe ich keine Einzelheiten zum Besten gegeben. Um eine lange Geschichte kurz zu machen. Er sagte uns nicht, mit wem oder was er gesprochen habe. Aber Draighean sagte uns, dass unser nächstes Ziel Inish Bodbh sei, eine kleine Insel im Oberen Lough Erne. Ich weiß von Amhrán, dass dies ein ganz heiliger Ort ist, vor allem für die Jahreszeitenfeste an Samhain und Beltaine. Jetzt haben wir noch dazugelernt, dass auch hier ein Weltentor ist. Denn das war die wirkliche Neuigkeit, dass wir Oisín nicht hier finden würden, sondern

dass er tatsächlich mit seiner Familie in den weiten Gefilden der Anderen Welt zu finden ist. Es gibt wenig zu erzählen von der Hast, mit der uns Draighean hoch in den Norden gepeitscht hat. Unsere Pferde werden den Weg mit Sicherheit nicht vergessen und mein Allerwertester bestimmt auch. Das war ein langer Ritt und wenig Pausen waren uns vergönnt. Erst ging es die Lange Straße entlang bis hoch nach Sligeach, vorbei am Bin-Gulbain und an Cnocarea, dem Grab der Maeve, und dann noch einmal ein grauenhafter Ritt bis Inish Bodbh. Das ist eine sehr seltsame Insel, meine Freunde. Es gibt dort einen Friedhof, den Calderagh, am Ende einer Straße neben einem Hof, den ein und dieselbe Familie schon seit Jahr und Tag versorgt. Sie sind es auch, die ein Auge auf diesen heiligen Ort haben. Während wir auf Draighean warteten, sprach ich mit dem Sohn. Er erzählte mir, dass in der Mitte des Friedhofs ein Weißdorn wachse, dessen Wurzeln bis zum Mittelpunkt der Erde reichten und dieser Baum sei Mutter und Vater aller Elfen von hier bis Thule und er sprach auch davon, dass hier die ältesten Steinfiguren der Sheela-na-Gig und des janusköpfigen Jahreszeitengottes Cernunnos stehen. Hier feiert sich das Leben selbst und von hier ergeht der Große Segen von jedem Samhainfest und an Beltaine. Es war sehr beeindruckend, sogar für eine ungläubige Seele wie die meine.“ Solasard räusperte sich und unterbrach Athraigh. „Entschuldige, dass ich Dich unterbreche, aber habe ich Dich richtig verstanden, dass Euch Draighean dort wieder allein zurückgelassen hat? Warum bist Du ihm nicht gefolgt und wenn Du ihm schon nicht gefolgt bist, warum ist ihm Camchéachta dann nicht gefolgt?“ Athraigh schnaubte laut auf. „ Du hast gut reden. Du sitzt hier schön am warmen Feuerchen und lässt Dir schön brühwarm alles erzählen. Aber die Dinge sehen von einem Stuhl aus anders aus als von einem Pferderücken. So wie es aussieht, schienen ab einem gewissen Zeitpunkt unserer Reise Camchéachte und ich als sogenannter Schutz ausgedient zu haben. Jedenfalls als wir in Mullach Mór erwachten, war die Glut unseres Feuers zwar noch warm, aber die Spur, die uns Draighean hinterlassen hatte, eiskalt. Anscheinend hatte er nur darauf gewartet, das Camchéachta und ich tief und fest schliefen und hat sich dann einfach davongeschlichen. Bis Creevaghcaol, wo Fionn das Blaue Schwert der Wahrheit geschmiedet hat, konnten wir seiner Spur folgen, dann hatten wir ihn verloren. Wenigstens wussten wir, wohin er wollte und der Große Bär wusste auch in etwa die Richtung. Doch als wir auf Inish Bodbh ankamen, war er natürlich und mit ihm all seine Spuren vom Winde verweht. Sciathán sagte uns; er sei schnurstracks an ihm vorbeigaloppiert und zuerst habe er geglaubt, dass Bran ein Schimmel sei. Denn das ganze Pferd war ein Dampf und ein weißer Schaum. Draighean ist geradewegs zum Spiegel der Zeiten geritten und ohne anzuhalten hinein.“ Measartha schüttelte den Kopf: „Spiegel der Zeiten? Was soll das ein? Davon habe ich noch nie gehört.“ Athraigh klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Mach‘

Dir keine Sorgen, mein Freund, ich bis zu jenem Tage auch nicht. Der Spiegel der Zeiten ist der Obere Lough Erne und damit ist gemeint, dass man an manchen Stellen von unserer Welt geradewegs in die Andere Welt gelangen kann. Es ist ein wenig seltsam. An manchen Stellen ist der See einfach ein See, aber an anderen Stellen ist er eine Brücke und an den Ufern Inish Bodbhs ist er ein Spiegel der Zeiten. Ich habe dies auch erst verstanden, als ich mit Camchéachta dort am Ufer saß und wir alle Hoffnung aufgegeben hatten, Draighean doch noch zu finden und ich weiß, was ich jetzt erzähle ist schwer zu glauben und ich würde es mehr als verstehen, wenn ihr jedes Wort anzweifelt, aber was ich Euch jetzt erzähle, hat sich genau so abgespielt und nicht anders. Es war wirklich so, dass wir zu zweit am Ufer saßen, müde und abgekämpft, erschöpft und verdreckt. Wir haben daher unsere Hosen, Hemden und alles von uns geworfen und sind in das Wasser des Sees gesprungen. War das herrlich, so rein und klar. Es war als habe uns das Wasser nicht nur äußerlich gereinigt, sondern auch innerlich und als wir auf ein paar Steinen saßen waren wir so hitzig, dass wir im Flügelschlag eines Raben wieder trocken waren. So erfrischt und auch irgendwie erleichtert, hockten wir auf diesen Steinen und hatten unsere Füße noch im Wasser. Sciathán hatte uns eine kleine Öllampe mitgegeben und das Licht des einsamen Dochtes brach sich auf der Oberfläche des Sees. Die Sonne war schon untergegangen und die Mondin war nicht zu sehen, nur Sterne, Sterne, Sterne. Als sich mit einem Mal der See veränderte und statt dem Grund zu unseren Füßen, den Steinen, dem Kies und Sand sahen wir in ein Zelt, dessen Wände blau in blau waren. Eisblau fast weiß war hier verknüpft mit dem strahlenden Blau des Himmels, dem Türkis der See und dem tiefen Blau des Meeres. Überall waren Kissen auf dem Boden in dunklem Grün und warmem Braun, seidigem Weiß und zartem Gold. Wir brauchten eine Weile, bis wir die Gestalten erkannten, die dort auf den Kissen weilten, an einem flachen Tisch mit silbernen Kelchen darauf, aus denen es dampfte. Aber je länger wir schauten, umso klarer wurde uns, dass es Misnéachard war, der im Zelt seinen Gast, unseren Freund Draighean, bewirtete. Doch als wäre das nicht genug, sahen wir auch eine kleine Truhe aus Holz und darauf stand ein Spiegel, nicht größer als meine beiden Hände. Davor brannte eine Öllampe gleich unserer auf unseren Steinen. Aber das Besondere war nicht die Öllampe, die unserer so glich. Das Besondere war, dass sich in diesem Spiegel ein Gesicht zeigte, ein Gesicht, das ich das letzte Mal am Tag der großen Schlacht gesehen habe und das sich dann im Feuer der Pryria verloren hat: Eala. Sie ist noch immer so schön und geheimnisvoll wie damals und obwohl es nicht sein kann, sah ich sie in diesem Zelt und ich hörte auch ihre Stimme, die sprach: „Misnéachard, ich weiß, es ist ein großes Opfer und niemand weiß besser als ich, was das wirklich bedeutet. Aber es gibt nur diesen Weg. Die einzigen, die mit den Fianna diese Schlacht schlugen

werden, sind die Deisi selbst, die Sidhi und das Kleine Volk und wenn das der Preis ist, wirst Du ihn leider bezahlen müssen. Diese Schlacht muss mit allen Mitteln geschlagen werden.“ Misnéachard blickte finster hinüber zu Draighean und seufzte: „Obwohl Du um den Schmerz meines Herzens weißt, obwohl Du meine einzige Schwachstelle kennst, willst Du mich dem aussetzen. Du bist tief gefallen, Draighean.“ Der Angesprochene erwiderte kühl: „Mein Blut ist mir so teuer wie Deines und was für Dich Schmerz ist, ist für mich ein Quell der Freude.“ Camchéachta und ich blickten uns fragend an und gerade, als wir tief einatmeten, um ja kein Wort zu verpassen, hörten wir eine andere Stimme, die wir auch schon so lange nicht mehr gehört hatten und mit seiner gelassenen Stimme, sagte Rabharta: „Geliebte, Freunde, wir sind nicht allein,“ und bevor wir uns auch nur rühren konnten, blies ein abendlicher Hauch unsere Lampe aus und alles Licht, Zelt, Augen und Stimmen waren fort. Nur die Sterne spiegelten sich im See und irgendwo in weiter Ferne sang leise eine Nachtigall. Ihr könnt Euch vorstellen, dass wir mit diesem Erlebnis so schnell es ging, wieder zu den unsrigen heimgekehrt sind. Solasard, ich weiß, ich sollte Dir Botschaft von Deinem Bruder bringen und das habe ich nicht getan. Trotzdem habe ich das Gefühl, dass das, dessen wir auf Inish Bodbh teilhaftig wurden, irgendwie, ich weiß noch nicht wie, aber irgendwie hängt all das zusammen. Ich weiß wenig von den Deisí, sie sind ein geheimnisvolles Volk und ich bin auch viel zu müde, um jetzt darüber nachzudenken, was ich über sie weiß. Das wird vielleicht morgen früh nach einem prächtigen Frühstück besser gehen. Measartha nickte ihm und fügte hinzu: „Ja, morgen ist heute und die Nacht wird schon bald ihr Ende finden. Lasst uns noch ein paar Stunden ruhen und uns dann wiedersehen. Auch ich brauche jetzt erst einmal Schlaf, um all das zu verstehen und um meine Gedanken wieder zu ordnen.“ Solasard nickte wohlwollend und sagte: „So machen wir es. Morgen früh, heute früh finden wir uns wieder zusammen und dann sehen wir weiter. Schlaft gut, meine Waffenbrüder.“ Dann hob er seine schlafende Tochter von ihrem Stuhl und trug sie sanft zu ihrem Gemach, bevor er sein eigenes aufsuchte. Gerade noch knisterten kleine, rote Kohlestücke vor sich hin und piffen ein Loblied auf ihren Baum, als sich aus dem Schatten zwei Körper lösten. Ein grünes Leuchten geleitete sie aus der Halle und eine geschmeidige Stimme sagte: „Das hatten wir so nicht geplant, mein lieber Draighean. Eine schwere Bürde lastest Du meinem Herren auf, aber er wird sie nicht alleine tragen.“



Tír na Samradh



Stechpalmenherz

Morgen. Nebel zog auf vom Lough Herne durch den blühenden Weißdornhain Inish Bodbhs. Amhrán löste sich aus der Umarmung ihres Mannes, ihres wahren Mannes - jener Seele, die Teil ihrer eigenen war. Müde richtete sie sich auf. Der Schauer des Nebels setzte sich gleich Perlen auf ihre Haut. Ein Mantel aus Kälte überzog sie. „Mein Liebster, weit fort ist Tara, aber ich sehe seine offenen Augen, seine gelben Lichter schon die ganze Nacht. Komm heim, rufen sie mir zu, hier ist Dein Platz. Nicht dort droben in den Armen eines fremden Mannes. Und sie haben so recht! Mein Volk erwartet meine Rückkehr, mein König, mein Ehemann, unsere wunderbare Tochter, Siochain, die so klug, so weise jetzt schon ist. Und doch ist all das falsch. Hier in Deinen Armen, in Deiner Liebe ist das wahre Leben. Hier bin ich wahr, bin ich Deine wahrhaftige Frau, bin ich eins mit mir, mit Dir, mit der Welt. Ich will nicht fort von Dir!“ Trotz sprach aus Amhrán.

Tränen füllten ihre sanften braunen Augen, flossen über, tropften auf seine zarten, feinen Hände. Sacht so sacht berührte er sie, zog er sie zu sich, in seine Arme. Ihr wunderschönes langes Haar bedeckte sie beide mit einem feinen Netz aus Zartheit. Sanft strich er mit seinem Daumen über ihre Unterlippe und küsste sie dann. Nah rückte er, ganz nah, öffnete sich ihr und umhüllte sie ganz mit seiner Seele.

Jetzt, hier war Misnéachard zu hause. Hier war sein Garten der Verheißung, der Erfüllung. Nur ihre Haut auf seiner zu spüren, die Wärme, die glatte, straffe Haut. Er trank die Feuchtigkeit ihrer Küsse, die Sanftmütigkeit ihrer Hände in seinem Haar. Wie ein verhungertes Bettler trank er das Labsal ihrer Liebe; Trank, Nahrung, Atem in einem. „Wenn Du das richtige gefunden hast, brauchst Du nicht mehr zu suchen.“

Dies waren Audas Worte, die Worte seines Meisters. Jetzt, erst hier, in diesem Augenblick, im letzten Hauch seiner Selbstaufgabe, seiner Hingabe, erkannte er die wahre Bedeutung dieser Worte. Wie Schlangen ringelten sie sich umeinander, fühlten sich, lösten sich, entflamten wieder von Neuem. Einmal noch, einmal noch den Atem über der Haut spüren, das Herz des anderen in der Hand halten, eins sein mit der Sonne, die den Frieden der Nacht vertreibt. Dann löste er sich von ihr.

„Amhrán! Geh‘ jetzt. Sonst kann ich Dich nie mehr gehen lassen und sonst kann auch ich nicht mehr von hier fortgehen. Du hast Reogaoth an Deiner Seite, der Dir meine Botschaften überbringt. Aber ich bin allein, ganz allein. Mein Volk wartet auf mich, unser Volk, unser Sohn, Tobánn, der Dir solche Freude bereiten würde und der Dich schon so lange nicht mehr gesehen hat. Oighrigh und Shasza und ihre Kinder. Je länger wir noch hier sind umso schwerer wird es mir, mich wieder von Dir zu lösen und Ich zu sein. Und ich muß Ich sein, Ich werden, um mich nicht zu verlieren, mich nicht ganz zu verlieren in der Sehnsucht nach Dir. Dann habe ich gar nichts mehr, dann bin ich nichts mehr, niemand. Du musst jetzt gehen!“

Anmutig erhob er sich von ihrem Lager. Ihr liebevoller Blick legte sich wie ein wärmender Mantel um ihn. Hinter ihm lauschte der See. Leise leckten Hernes Wellen am Ufer. Amhrán lächelte in sich hinein: „Mein Geliebter, willst Du mich wieder fortstoßen, wie in jener Samhain-Nacht? Du bist meine einzige Sonne, mein Liebster. So lange Du mich liebst, kann ich jedweden Berg auf meinen Schultern tragen. Jedweden.“

Schnell drehte er sich um und kam auf sie zu, kniete bei ihr und küsste sie auf ihre zarten Lippen, fest und durchdringlich. Dann half er ihr auf und nahm sie fest in seine Arme. Lange standen sie so und hielten einander.

Dann sagte Misnéachard: „Wenn ich Deine Sonne bin, so sage ich Dir: Die Sonne sieht Dich, mein Liebstes. Die Sonne liebt Dich. Amhrán, was wirst Du tun, wenn sie erlischt? Was wirst Du tun, wenn Deine Sonne erlischt? Ich weiß nicht, wie lange ich das noch ertragen kann, ohne Dich zu sein.“

Da lachte die Hochdruidin Erius und das feine, lichte, zarte Mädchen in ihr antwortete:

„Wenn eine Sonne erlischt, ist sie dann keine Sonne mehr? Muss eine Sonne leuchten, um eine zu sein? Wenn der Mohn verblüht, ist er dann keine Blume mehr?“

Ach, mein Liebster, öffne Deine Augen zum Sehen. Woher die Angst, Dich zu verlieren, weißt Du nicht, wer Du bist?

Aus was anderem wird eine Sonne geboren, wenn nicht aus der Asche, dem Staub und Feuer tausender anderer Sonnen. Wenn Du glaubst, nur ein Tropfen zu sein, ein Hauch, ein Korn, wie wenig weißt Du dann von der Größe der Götter oder Deiner eigenen. Du bist meine Sonne, geboren aus Millionen Sonnen vor Dir. Hast Du vergessen, dass nichts verloren gehen kann in Diesem All-Sein? Sonnen werden geboren, sie wachsen, leuchten, glühen und in ihrem letzten Atemzug, in ihrem letzten Strahl ergießen sie sich mit ihrer ganzen Macht in das Licht des ewigen Seins. Millionen kleiner Sternenseelenteilchen. Dort wandern sie umher, bis eine Wolke, Licht sich findet, die Wolke Staub zu Sternen bindet und Lebenshauch zu neuem Licht ein Herz entzündet. Flammend oder

erloschen, Du bist eine Sonne und alle Wesen, jedes Sein trägt diesen Kern in sich. Du bist meine Sonne.

Hör auf, Angst zu haben etwas zu verlieren, was Du nie besessen hast, was Du nie gewesen bist. Du selbst, das Leben ist ein einziger Fluss und die Liebe darin ist Dein einziger Anker. Du hast keine Angst, Dich selbst zu verlieren. Du hast Angst, wenn Du Dich ganz hingibst, Dein Altes Leben, die Sicherheit Deiner Stellung, die Anerkennung anderer, Dein Gesicht, Deine Ehre zu verlieren, alles zu verlieren an die Hingabe und keine eigene Persönlichkeit mehr zu sein. Ich kenne Dich, Misnéachard, und ich liebe Dich. Alles an Dir, in Dir ist angekommen und angenommen in mir. Mit Deinem wunderbaren Gesicht und ohne, Deine Seele ist meine Seele, wirf Deine Ängste von Dir. Sei geliebt um Deiner Selbst willen, sei geliebt um Dein Leuchten, Dein Sein. Du bist gut genug, gut genug für mich, für die Welt, die Götter und auch für Dich. Alter Narr, wenn Du schon nicht weißt, wer Du bist, hast Du vergessen, wer ich bin?“

Die warme Glut des Elbenprinzen umhüllte sie. Schmunzelnd, schüttelte er den Kopf, kniff ihr zart in die Wange.

„Ja, ja, ich glaube, ich habe vergessen, wer Du bist. Was Du bist, Du Sternenkind! Noch immer Mädchen und doch schon Mutter, ewig Frau“ Leise murmelte er das letzte Wort „meine“.

Eine andere Hand, sanft, leicht, legte ihr einen Mantel um ihre Schultern, einen alten, schwarzen Elbenmantel. „Seid mir begrüßt, meine Sternen- und Sonnenherzen. Es ehrt mich, dass Ihr auf meinem Grund das Leben feiert, die Liebe segnet, die ihr selber seid und doch ist sie nur eine Insel in den Wellen der Zeit, in deren Fäden Ihr verfangen, verknüpft, verbunden seid. Wie gern würde ich Euch den Frieden schenken, den Ihr so sehr verdient. Wie gerne würde ich Euch eine Welt schaffen, einen Ort, der Euch genügt, fern von allem. Aber all das ist nicht meine Aufgabe, der Grund meines Daseins und auch Eure Aufgaben warten auf Euch, bis diese Geschichte zu Ende erzählt ist. Denn Menschen folgen nur Menschen, sie folgen ihresgleichen, sie folgen Dir, Amhrán, weil Du in Dir das Licht der Liebe trägst und alle Elben, Sidhi und Waldelben, das Kleine Volk, sogar die Zwerge und Elfen, sie folgen Euch, den Hochelben, sie folgen Dir, Misnéachard, weil Du nicht nur Freiheit und Freiraum gewährst, sondern weil Du selbst lebhaftig Freiheit bist. Liebe und Freiheit, nur allzubald werden sie Ursache großen Unfriedens sein. Totgeglaubte kehren aus der Vergessenheit zurück und nehmen wieder ihre Plätze im großen Saal der Geschichte ein und was für die Ewigkeit gedacht schien, muss Neuem weichen, das älter ist, als alle Zeit, dem Anspruch rechtmäßig über alle zu herrschen, der König zu sein und fast schon ein Gott. Glorreiche Selbstüberschätzung, die Fleisch und Blut geworden ist, und beide Ufer desselben Flusses sich bekriegen lässt.“ Amhrán, die

begonnen hatte, sich anzuziehen und ihre dunkelblauen Gewänder überstreifte, blickte ihrer Göttin tief in ihre dunklen Augen. „Was meinst Du damit? Totgeglaubte kehren wieder. Wer ist totgeglaubt und wer erhebt Anspruch auf den Thron? Was ist mit Siochain und mit Solasard, sind sie in Sicherheit?“ Die mächtige Morrigan wandt ihren Blick Misnéachard zu, der bereits angekleidet neben Amhrán stand. „Noch nicht, Amhrán, aber sie werden bald in Sicherheit sein, an einem guten Ort, wo die Fianna sie beschützen werden. Doch Du wirst nicht bei ihnen sein. Dir ist ein anderer Weg vorbestimmt, Amhrán. Du wirst die Speerspitze der Erlösung, der Rettung sein und Deine Aufgabe liegt in den Gefilden der Anderen Welt verborgen. Eriu braucht Dich. Dein Volk und damit meine ich alle Völker dieser Insel brauchen Dich. Dunkle Zeiten stehen uns bevor. Darum werden Scathcrobh und Du Misnéachard ins Sommerland begleiten. Dort wird es einen Rat geben und dort sollt Ihr erfahren, von wo Gefahr droht und wie sie abzuwenden ist. Heute, hier ist noch keine Zeit des Abschieds für Euch. Große Opfer werde ich Euch abverlangen, Dir, Misnéachard, und auch Dir, Amhrán, aber vor allem Misnéachard. Verzweifle nicht in der Not. Wir haben einen Comhaontas, einen ewigen Bund und ich halte mein Wort. Eines Tages werdet Ihr beisammen sein und die Ewigkeit dieser Tage ist Euch gewiss. Doch jetzt noch nicht. Großes Unheil steht unserer Insel bevor und es ist ein kleiner Stein, der viele andere Steine, große und kleine, in Bewegung bringt und am Ende bleibt keiner auf dem anderen. Was auch immer geschieht, haltet aneinander fest. Alles, was mir möglich ist, werde ich tun, um Euch auf geraden Wegen zu halten. Gebt nicht auf und haltet an Eurer Liebe fest, gleich was Euch geschieht und Amhrán, alles ist wie es ist und so wie es ist, soll es sein. Es gibt nichts zu vergeben. Es gibt nichts zu vergessen. Wir alle sind einander Schlüssel, Tor, Schloss und Schwelle. Es gibt keine Schuld, keine Kläger und keine Richter. Ihr Menschen erfüllt gegenseitig Eure Schicksale und ein jeder schmiedet das Schwert seines Schicksals selbst durch seine Worte, Taten und vor allem durch seine Gedanken. Denn auch Gedanken sind Taten. Bleibt im Licht und bleibt im Vertrauen. Diese Kerzen erhellen jede Finsternis.“ Kaum hatte sie geendet, erhob sich ein Wind und einen Hauch später war sie verschwunden. Amhrán blickte gedankenverloren über den See. „Was hat das alles zu bedeuten? Hast Du verstanden, wovon sie gesprochen hat?“ Der Herr der Elben küsste sie zart auf ihre weichen Lippen und sagte: „Ja, Du wirst bei mir sein. Du wirst neben mir einschlafen und neben mir aufwachen und Du wirst Tobann sehen und Du wirst Oigrigh und Shasza begegnen und ihren Kindern. Es wird ein Einatmen sein vor dem Ausatmen. Es wird eine Zeit des Friedens sein im Auge des Sturms. Komm, wir haben Scathcrobh schon lange genug warten lassen.“ Wenn es tatsächlich so war, so ließ dieser sich nichts anmerken. Sie trafen ihn an, so wie Amhrán ihn verlassen hatte, beim Schärfen seiner Axt und seiner kleinen Beile. Mit einem

glasklaren Blick nahm er zur Kenntnis, dass seine Schutzbefohlene nicht allein aus dem Tor des Calderagh trat und mit einem kurzen Stich in seinem Herzen erkannte er Misnéachard. Die Begrüßung zwischen beiden fiel wie immer kurz aus. „Misnéacharch.“ „Scathcrobh.“ Ein kurzes achtungsanzeigendes Nicken und dann war es auch schon gut. Ruhig erwartete er die Ansage seiner Schutzbefohlenen. „Wie Du siehst, reiten wir nicht zurück. So wie es scheint, werden wir Tara erstmal nicht mehr wiedersehen. Unsere Wege führen in die Andere Welt, nach Tir na Samradh, das Sommerland. Dort wird es einen Comoir, einen Großen Rat, geben. Über sich hörten sie einen großen Adler rufen, der sich im mächtigen Geäst einer gewaltigen Esche niederließ. Zu ihren Füßen grasten Bás, Scathcrops Rappe und Landi, Amhráns Fuchs, ein Geschenk Solasards. Eine kurze Melodie verließ Misnéachard Lippen und sogleich kam Lasair, sein Schimmel, angetrabt. Keine drei Atemzüge später fand der Himmel sie im Sattel. Noch immer hatte sich der Nebel nicht ganz verzogen und nun begann es auch noch zu rieseln. Amhrán holte aus ihrer Satteltasche einen langen Lederumhang heraus und warf ihn sich über. Dann fragte sie Misnéachard: „Wohin reiten wir?“ Misnéachard musterte Scathcrobh eindringlich, als müsse er seine Vertrauensseligkeit abwägen, blickte dann wieder zu Amhrán zurück und antwortete: „Wir reiten nach Roscoor und dann noch ein Stück weiter bis Derrygonelly. Heute Abend werden wir dann die Klippen von Magho erreichen. Dort liegt in den Anhöhen der Berge die Steinerne Stadt. Bevor die Mileser uns unter die Erde drängten, war hier unsere letzte Zuflucht, ein sicherer Ort in Zeiten der Gefahr. Unsere Steinmetze schufen mit Wind und Wetter einen wunderbaren Platz hoch oben in der Nähe der Sterne. Abends brannten in allen Höhlen Feuer und es sah so aus, als hätten die Berge Augen. Aber wir konnten die Lichter auch genausogut verdecken und still und stumm wie Kieselsteine sein. Unsichtbar für Reisende und Waldläufer.“ Scathcrobh richtete sich in seinem Sattel: „Wir wussten immer, dass Ihr dort oben ward. Das Land liebt Euch und verwirrte unsere Sinne, aber genau das, war das Zeichen, das uns anzeigte, dass an diesem Ort nicht gut Bleiben war, weil die Großen Leute dort lebten.“ Der Herr der Elben blitzte die Schattenhand an, als er kalt erwiderte: „Das Land liebt jeden, der nicht aus Vergnügen mordet, aus blanker Rachsucht. Es liebt jeden, der es mit Ehrfurcht behandelt. Du hattest kein Recht zu tun, was Du tatest und Du trägst die Folgen zurecht.“ Scathcrobh atmete tief, tief ein und erwiderte: „Wenn Solasard oder irgendjemand Amhrán auch nur ein Haar krümmte, wärest nicht Du der erste, der alles töten würde, der sogar die ganze Welt in Brand setzen würde, um dieses Unrecht zu sühnen. Du würdest es tun, Misnéachard, warum sonst bringst Du all die Opfer an Verzicht und Geduld.“ Der Angesprochene berührte leicht die Seite Lasairs und schon schritt der Schimmel weiter aus und bald schon hatte er eine gute Strecke zwischen sich und die beiden

anderen Pferde und ihre Reiter gebracht. Amhrán räusperte sich kurz. Scathcrobh noch angestachelt vom Zwist mit Misnéachard wartete auf eine entsprechende Bemerkung von Amhrán und natürlich ließ sie auch nicht auf sich warten. „Wie wenig Du über Misnéachard weißt. Das würde er nie tun. Niemals.“ Mit einem harten Ton erwiderte Scathcrobh: „Oh, doch, das würde er tun. Wenn er Dich finden würde, gebrochen, zerschunden, missbraucht allein zur Freude seiner Feinde, allein, um ihn zu brechen, ihn, der unverletzbar schien, ohne jegliche Schwäche. Entweder weißt Du nichts von der Liebe selbst und noch weniger von der Liebe eines Mannes, dessen Herz aus Stein ist oder Du trägst so viel Liebe in Dir, dass sie sogar für Deine Mörder und Schänder ausreicht.“ Verbittert wandte er sich ab und ließ Bás zurückfallen. Er konnte diese Frau einfach nicht verstehen, ihre stets aufopferungsbereite Liebe mit der sie alle umspannte in ihrer Nähe. Immer wieder dieses stetige Gottvertrauen, das Wissen, dass alle Pfade zum Guten führen und mögen sie auch noch so steinig sein. Etwas in ihm, dieser harte Kerl, der kalt und herzlich jederzeit bereit war, eine Kehle durchzuschneiden oder eines seiner tödlichen Beile in den Rücken seiner Feinde zu versenken, ein Teil in ihm, er nannte ihn liebevoll den Stein, hasste diesen immer noch kindlichen Geist, der offen war für alles und jeden, der alles und jedem verzeihen kann. Ja, er hasste sie dafür, dass er ihr nicht entkommen konnte, dass er ihr genauso erlegen war wie Solasard und Misnéachard, ihr ganzes Volk. Warum konnte sie nicht einfach anders sein, vernünftiger. Er wusste die Antwort ganz genau, weil es sie gebraucht hatte, um alle Völker Erius zu versöhnen, weil es sie gebraucht hat, um zwei so besondere Männer wie Solasard und Misnéachard zusammenzubringen, um die Pryria und ihre Síofra zu vernichten, und weil es sie gebraucht hatte, um ihn zurück ins Leben zu bringen. Ja, und was war das für ein Leben an der Seite einer Frau, die nie die seine sein würde, die nie auch nur den Hauch eines Gefühles für ihn hegen würde, es sei denn als ihr eigenes, persönliches Schoßhündchen abgestellt und abgerichtet allein zu ihrem Schutz. Das war es, was aus Maru, dem Schlächter geworden war, ein Leibwächter für ein Kind, das nie erwachsen werden würde, eine Kindfrau, ein Wesen, so unglaublich zart und stark, dass er sich ihrer niemals wieder entziehen könnte. Verloren, verflucht und verdammt, hinter diesen beiden Turteltäubchen hintendrein zu tapern. Scathcrobh wusste genau, was Amhrán immer wieder auf diese Insel trieb und immer diese rosigen Wangen, wenn sie am Morgen zu ihm zurückkehrte und die dunkel umrandeten Augen und doch dieser Blick aus rosa Wolken. Scathcrobh hasste sie für das, was sie ihm antat, wieder und wieder und wieder und er wusste auch, dass sie wusste, dass er wusste, was sich immer wieder auf diesem Eiland abspielte. Verdammt sollen sie sein. Zeit sein Augenmerk wieder auf den Weg zu richten und aufzuhören seinen eigenen liebestollen Eifersüchteleien zu lauschen. Was auch immer Amhrán alles

war, sie war auch die Königin und ihr Weg konnte sie jederzeit in einen Hinterhalt führen und er war ihr Ritter, ihr Beschützer. Ringsum waren sie von Schilf umgeben. Schilf und Nebel, Nebel und Schilf. Alles ließ ihn heute Morgen seine Gedanken auf ihn selbst zurückwerfen. Misnéachard war kaum mehr zu sehen auf seinem wunderschönen Andersweltpferd. Amhrán hatte sich schon dreimal nach ihm umgedreht. Zeit für sein altbekanntes mürrisches Grinsen, das ihr anzeigte, das alles zwischen ihnen in Ordnung war, dass er Abstand halten würde und auch weiterhin so tat, als habe er den Augenblick vergessen, in dem sie ihm entgegengeschmolzen war, in dem sie Hingabe war und sein altes, kaltes Herz wieder entflammt hatte. Wie einen Schatz hütete er diese Zeit mit ihr in der Krankenhütte in Danus Coven, entflammt, verbrannt und nun war nichts mehr von ihm übrig, was er ihr entgegensetzen konnte. Er hatte geglaubt, mit dem Elend Liebe abgeschlossen zu haben. Er hatte geglaubt, dass ihn nichts mehr berühren konnte - nach Maidin. Wie sehr hatte er sie geliebt. Maidin, der Morgen, und so glasklar und unschuldig war sie auch gewesen. Er hatte geglaubt, dass er nach all dem Leid, der Tiefe der Gefühle und dem Wahnsinn ihres Verlustes nie wieder etwas für eine Frau empfinden könnte. Was Maiglöckchen und Buschwindröschen in seiner Seele gewesen, war nun zu einer Wüste geworden und das war gut so. Niemehr wollte er solche Pein erleiden, nie mehr, denn lieber einsam und allein sein, gefürchtet und gehasst. Grimm war der Name seiner Axt und Grimm war das, was nun durch seine Adern floss und Leid, war alles was er für Menschen in seinem neuen Leben übrig hatte, in seiner selbstgewählten Finsternis. „Es ist, als trage man einen Stechpalmzweig im Herzen, rot und grün, Liebe und Hoffnung, und doch schmerzen die harten Stacheln so sehr, dass man es sich ausreißen möchte, dieses Stechpalmherz, diese Liebe und doch kann man nicht ohne sie leben. Es tut mir leid, was Du erdulden musst, Scathcrobh und doch bin ich froh, dass Du an ihrer Seite bist. Denn sie wird Dich brauchen, Dich, Maru.“ In diesem Augenblick drehte sich dieser zur Seite und tödliche Blicke durchbohrten Misnéachard. „Kein Wort, kein Wort mehr von Dir, Elbenkönig.“ Er beugte sich leicht nach vorn und schon waren, der Mann und sein Pferd davon. Amhrán warf Misnéachard einen tadelnden Blick zu, brachte sich aber an seine Seite und ritt schweigend neben ihm weiter. Der Wind säuselte leise im Schilf, während um sie herum der Wald immer mehr zunahm. Vom See her hörten sie unruhig Schwäne rufen und bald schon flogen sie über ihre Köpfe hinweg. Langsam schmolz die Sonne den Nebel und die Sicht wurde immer klarer. Irgendwo krächzte vereinzelt eine Krähe. Ein gutes Stück vor ihnen ritt Scathcrobh. Er drehte sich nicht um, aber Amhrán wusste nur zu gut, dass eine Ohren jeden Laut vernahmen und wenn er auch nur ansatzweise glaubte, sie sei in Gefahr, wäre er schneller bei ihr als der Wind. Plötzlich flog ein Schwarm Wildtauben auf und im gleichen Augenblick kreischten rund herum um sie aus allen

Richtungen Eichelhäher im Unterholz. Sofort zog Scathcrobh leicht an seinem linken Zügel, Bás folgte unmittelbar und trabte zu Amhrán und Misnéachard. „ Das gefällt mir ganz und gar nicht. Wildtauben gut, aber Eichelhäher. Einer gut, aber nicht von allen Seiten, da ist uns irgendetwas auf den Fersen. Vielleicht nur ein Rudel Wölfe. Aber wir sollten zusehen, dass wir aus diesem unübersichtlichen Gelände rauskommen. Schlecht zu verteidigen, schlecht um Boden zu gewinnen. Ich habe kein gutes Gefühl.“ Misnéachard nickte ihm zu. Nur Amhrán blieb entspannt und ruhig: „Mir kann nichts geschehen. Ich habe zwei der größten Kämpen, die diese Insel je gesehen hat an meiner Seite. Ich fürchte nichts und niemanden. Aber wenn Ihr eine schnellere Gangart vorlegen wollt...ich bin dabei.“ Kaum ausgesprochen ging es erst im Trab und dann im leichten Galopp voran. Alte Eschen, die ihre Arme schützend weit über den Wegen ausbreiteten, gewaltige Eichen, die neugierige Blicke von oben verhinderten und schlanke Buchen, die weit in den Wald hinein blicken ließen, flogen an ihnen vorbei, einzelne blühende Kirschbäume. Der Duft von blühendem Holunder wehte vorüber und am Wegesrand prangten Hasenglöckchen und Buschwindröschen winkten ihnen zu. Lasair, Landi und Bás waren glücklich und reckten und streckten ihre langen Glieder unter ihren Reitern. Scathcrobh hatte das Gefühl, es folgten ihnen tausend Augen auf ihrem Weg und Misnéachard blieb auffallend nah an Amhráns Seite. Endlich lichtete sich der Wald mehr und mehr und obwohl sie keine Verfolger ausmachen konnten, gaben sie Fersengeld und galoppierten so lange weiter, bis sie in freiem Gelände waren. Hinter ihnen lag nun der Wald und der See mit seinen vielen kleinen Inselperlen und vor ihnen lagen verschiedene einzelne Baumgruppen aus Weiden und Erlen und offenes Gelände. Auch die Berge waren näher gerückt und so auch die Klippen von Magho, ihr Ziel. In westlicher Richtung ging es weiter fort vom See und eher in Richtung Meer zuerst eher ebenerdig, aber bald schon würde ihr Weg ansteigen je näher sie den Bergen kamen. Die Pferde schwitzten und auch ihre drei Reiter spürten die Anstrengung am eigenen Leib. Schließlich zog es sie weiter in den Süden und bald gelangten sie an den Fuß eines Berges, der wie ein Tafelberg anmutete. An den Hängen wuchsen Sträucher und kleine Bäume und in der Mitte führte ein steiler Weg schnurstracks hinauf zur Steinernen Stadt, die aus vielen Höhlen bestand, die tief in den Berg gegraben worden waren. Hinauf, hinauf wanderte ihr Blick bis zu einem großen, schwarzen Loch, das wie ein Tor wirkte. Von außen schien es außer über diesen Eingang keine Möglichkeit zu geben, in das Innere des Berges zu gelangen. Nur von innen so schien es, konnte man zu den großen Fenstern in der Felswand gelangen. Der Fuß des Tafelberges lag auf einer schroffen Anhöhe, wo es mehr Steine als Gras und anderes Grün gab und als sie dort ankamen und einen Blick zum See zurück warfen, stockte ihnen der Atem. Auf dem Weg, den sie genommen hatten,

jagten ihnen fünf Reiter nach, eingehüllt in Bärenfell und auf Pferden, denen man ansah, dass sie es gewohnt waren, lange Strecken zu gehen. Gerade deutete einer von ihnen zu Amhrán hinauf und drückte seinem Reittier nur noch mehr die Sporen in die Flanken. Sie sahen fürchterlich aus, als würden ihre Pferde von Bären geritten. Scathcrobh wechselte mit Misnéachard einen vielsagenden Blick. Dann sagte er laut: „Die jagen uns. Das sieht ein Blinder. Ich hoffe, der Eingang lässt sich gut verteidigen, Misnéachard. Amhrán, Du reitest vor. Der König und ich bilden Deine Flanke. Wir sollten uns beeilen und doch den Anstieg so vorsichtig wie möglich hinter uns bringen.“ Misnéachard nickte und erwiderte: „Der Berg wird sich selbst beschützen und doch tut Eile not. Amhrán, komm, reite vor und lass Landi die Zügel frei. Er wird sich schon seinen Weg suchen.“ Die Angesprochene nickte, nahm ihre Zügel auf und setzte sich an die Spitze der Dreier-Gruppe. Gerade als sie ihren Wallach vorantreiben wollte, sagte Misnéachard bestimmt: „Nein, nicht. Das langsame Messer findet sein Ziel. Glaub mir, Herrin, es ist besser, ihm Zeit und Raum zu geben.“ Mit einem tiefen Seufzer gab sie Landi die Zügel frei und achtete darauf, bei seinem Klettern auf den Felsen nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Immer wieder warfen alle drei einen Blick zurück. Gerade verließen die Fünf den Wald und preschten vorwärts als gäbe es kein Morgen mehr. Sie hatten gerade die Hälfte ihres Anstiegs hinter sich gebracht, als die Fünf gerade das Flachland verließen und den ansteigenden Weg hinauf erreichten. Amhráns Herz schlug bis zum Hals. „Sollten wir nicht etwas schneller sein. Ich habe das Gefühl, dass sie gleich neben uns stehen werden. Wer sind die überhaupt? So etwas habe ich noch nie gesehen.“ Misnéachard räusperte sich, schüttelte aber auch gleichzeitig kaum merklich den Kopf in Richtung Schattenhand. „Amhrán, das sind Fragen für das Abendfeuer. Wir müssen jetzt den Gipfel erreichen und das langsam und doch schnell. Wir haben für Erklärungen jetzt wirklich keine Zeit, meine Königin. Versuche Dein Pferd so gut es geht zu entlasten. Dann wird alles gut. Sie werden hoffentlich nicht so vorsichtig und langsam sein wie wir und diesen Fehler teuer bezahlen.“ Es fiel Amhrán schwer, sich auf den Weg vor ihr zu besinnen und ihre Gedanken nicht ständig um Fragen nach ihren Verfolgern kreisen zu lassen. Landi setzte Huf vor Huf und suchte sich einen sicheren Tritt nach dem anderen und so Schritt für Schritt erreichten sie endlich das Tor in die Dunkelheit des Berges. Am Fuße des Berges hörten sie das Gejohle und Geschrei ihrer Verfolger. Lasair, Bás und Landi spitzten ihre Ohren, blieben ansonsten aber ruhig. Mit einem letzten Blick in die Tiefe wandten sie sich um und schritten langsam in das Innere des Berges. Unten am Fuße der Klippen von Magho galoppierten ihre Verfolger gegen die losen Steine des Gerölls und brachten so nur immer mehr Steine in Bewegung. Währenddessen waren Amhrán, Misnéachard und Scathcrobh von ihren Pferden abgestiegen und führten sie, das Tageslicht immer mehr hinter sich lassend immer

weiter in das Berginnere. Gerade als der letzte Sonnenstrahl auf dem Boden verblaßte, betraten sie eine hohe Höhle und nun wurden rund um sie herum wie von Zauberhand Fackeln entzündet. Umzingelt? Doch von wem? Die Fackeln wurden in eiserne Halterungen gesteckt, Licht breitete sich aus und fiel auf sechs knieende Gestalten in der Mitte der Höhle. Shasza und Oighrigh, wie konnte das sein, erkannte Amhrán sofort und auch Dughorm und Ciona. Gemeinsam erhoben sie sich mit einem gehauchten: „Hoheit.“ Dann erhoben sich noch ein Jüngling und eine sehr junge Frau. Freude blitzte über Amhráns Gesicht und Stolz, als sie eine vertraute Stimme hörte: „Mutter, sei mir willkommen. Darf ich Dir Tairise vorstellen? Sie ist die Erstgeborene Oighrighs und Shaszas und meine Ziehschwester. Nach einander umarmte die Hochkönigin alle, als Scathcrobh drängte: „Herrin, wir können nicht verweilen. Es ist nicht sicher.“ Misnéachard nickte ihm zu und sagte: „Scathcrobh hat recht. Zwar beschützt dieser Ort sich selbst, aber auch seine Kräfte sind begrenzt. Wir müssen uns aufteilen. Tobann, Tairise, Scathcrobh und Amhrán, Ihr reitet zusammen. Wir werden uns in den Gärten bei der Zeltstadt treffen. Oighrigh, Shasza, Ciona und Dughorm, Ihr reitet mit mir. Vielleicht können wir die Fünf etwas ablenken und in die Irre führen. Tobann bringe sie erst in der Nacht zum Wald der Wälder und haltet Euch von der Großen Ebene fern. Wir werden versuchen, sie zu der Straße der Bäume zu locken. Allein, wenn sie sich aufteilen müssten, wäre das schon ein kleiner Erfolg. Wer zwei Hasen jagt, wird keinen von ihnen fangen. Kommt, brechen wir auf! Haldir, Hamar, Hodor, Hymar, Honor, Henya, Haris und Hian, Ihr werdet, wenn wir fort sind, wieder alle Lichter löschen und wieder das werden, was Ihr seid, Schatten in der Finsternis. Dies ist eine Höhle, nach der die Bärenhand vergeblich ihre Krallen ausstreckt. Ich danke Euch für Eure Hilfe.“ Erst jetzt traten die acht angesprochenen Hochelben hinter den Steinsäulen hervor. Sie nickten ihrem König zu und das einzige Wort, das dabei über ihre Lippen kam, war „Herr.“ Alle Gefährten stiegen auf ihre Pferde und folgten Misnéachard in einen hohen Gang, der leicht in die Tiefe führte. Links und rechts ihres Weges leuchteten seltsame Pflanzen in einem unwirklichen zarten Grün. Das schwache Licht diente nur dazu, dass sie ihren Pfad nicht ganz in der Dunkelheit verloren. „Diese leuchtenden Algen sind das einzige Überbleibsel dessen, warum dieser Ort bei den Menschen die Klippen von Magho heißt. Lough Erne, das war einst ein gewaltiger See mit unbeschreiblichen Ausmaßen und die Gipfel der Klippen hier waren das Ufer, an das seine Wellen brandeten. Es gab sogar einen Zugang zum Großen Meer im Westen und es gab einen weiteren Tunnel nach Hybrasil, unserem Göttlichen Garten des Ewigen Friedens. Es ist noch ein weiter Weg zum Tageslicht. Vielleicht möchte Tobann uns die Geschichte von der Entstehung des Sees erzählen. Der angesprochene Jüngling räsperte sich kurz. „Gern, Vater. Früher habe ich geglaubt, Lough Erne war einst Lough Herne, der Große

See des Hirsches, ein Gott, den Cormac mac Art von seinen Raubzügen bei unseren Nachbarn mitbrachte. Dort ging der große Herr dann auch schließlich verloren und gilt bis heute als verschollen. Herne ist der Herr der Zeit, der Erde und Wälder und der Bruder Manaanan mac Lyrs des Herren der Gezeiten, des Wassers, der Berge und des immer wiederkehrenden Lebens. Aber dann habe ich von Shasza erfahren, dass die Geschichte eine ganz andere war:

Vor langer Zeit lebte eine mächtige Königin im Nordosten Erius in Connacht, die atemberaubende Maeve, und viele Geschichten ranken um sie – Der Rinderraub von Cooley, ihr Kopfkissengespräch mit Ailil und sie hatte auch ein Weltentor nicht weit von ihrer Burg, dem Cruachan, entfernt: Oweynagat. Wie ein Brunnen führten seine Stufen in die Tiefe und von dort in die Andere Welt. Diesen Ort suchte sie immer dann auf, wenn sie den Rat der Götter und auch anderer Wesen suchte. Wir kennen all die Erzählungen des Roten Zweiges, aber davon will ich Euch heute nichts erzählen. Heute will ich Euch von Erne erzählen, der Zofe Maeves. Groß war sie und blond und blauäugig und wunderschön, zart und zierlich wie ein Reh. Woher sie gekommen war? Niemand wusste es. Eines Tages war sie bei Hof erschienen. Die rothaarige Maeve fand Gefallen an dem bescheidenen Mädchen und nahm sie gern in ihre Dienste. So jung sie war, so erfahren schien sie zu sein und die leidenschaftliche Königin liebte es, sich von ihr ankleiden und zur Hand gehen zu lassen. Je länger sie am Hofe blieb umso mehr blühten Maeve und das Land auf. Männer kamen, teilten das Bett mit der Königin und gingen wieder und Erne blieb an ihrer Seite und umsorgte sie. Doch so wie die schönste Blumen auch nicht ewig blühen kann, gibt es auch für alles andere seine Zeit. Eines Tages nun als Maeve wieder einmal in die Andere Welt entschwunden war, kam sie nicht, wie sonst, zur Dämmerung wieder heim auf die Burg, sondern statt ihrer stapfte ein furchtbarer Riese aus dem Tor hervor. Erne, die aus Sorge zum Eingang des Tunnels gekommen war, erschrak bei seinem Anblick so sehr, dass sie sofort davon lief – ihr auf den Fersen das gewaltige Ungeheuer. Das Mädchen lief und lief und lief und lief. Doch jedes Mal, wenn sie sich umdrehte, war der Riese wieder ein gutes Stück näher gerückt. Von Roscommon lief sie bis nach Fermanagh. Bis Enniskillen lief die Maid und wenig Rast nur gönnte sie sich und wenig Ruhe. Immer hörte sie hinter sich das Stampfen des Riesen und fühlte die Erschütterung des Bodens durch ihre zarten Ballen und Fersen und plötzlich aus dem hohen Gras tauchte ein klares Flüsschen auf und das Mädchen in seinem geschwinden Lauf, nicht schnell genug und auch nicht zu langsam, stolperte und rücklings fiel die Holde und berührte kalten, nassen, glitschigen Stein. Ach, wie ihr sofort die Seele gefror und alle Jugend dem Tode erstarb. Ein letztes Einatmen und als das Wasser in all ihre Poren drang, wurde sie ihrer reinsten Gestalt gewahr und alles, was an ihr menschlich war, löste sich auf und floss nun dahin, bis

nur noch ihr heiligstes Sein, der Ursprung des Lebens, ein Hauch, ein Kern, ein Keim, ein Sämling war und schließlich Quelle ward zu einem unendlichen Fluss, der weit sich über die Felder ergoss, übers ganze Land, über Hügel und Tal, bis hinauf an die Berge, Lough Erne, die zwei Seen der Erne und nie mehr ward sie gesehen und als die Fluten den Riesen erreichten, war verwundert sein Blick und mit einem letzten Atemzug wurde der Berg von einem Mann zu einer handvoll Sand und floss davon. So war es geschehen und noch heute erzählt es so die Legende und noch heute gibt es den Oberen und den Unteren Lough Erne.“ Die Worte waren kaum verhallt, als Oighrigh das Wort ergriff: „Was eine schöne Geschichte. Camchéachta hat mir erzählt, dass der Name Erne von einem Volk stammt, das aus dem Osten kam, Érainn. Ihre Heimatgöttin hat sie bis zu uns weit, weit in den Osten begleitet und sie hieß ursprünglich Everna und das bedeutet „sie, die stetig wandelt“. Eine Sonnengöttin war sie und nach und nach wurde aus Everna Erne. Mir gefällt der Gedanke, dass eine Göttin sich als Schutzgeist an der Seite einer so starken Frau wie Maeve stellte, ganz bescheiden, fast unsichtbar, Gutes für sie erwirkte und dann, als aus welchen Gründen auch immer ihre Zeit nahte, sie sich samt ihrer reinen Herrlichkeit, ihrer Kraft und Fruchtbarkeit auflöste, über das ganze Land ergoss, um Segen zu sein und Quelle für den Fortbestand dieser Welt.“

Shasza ritt an die Seite ihres Gefährten: „Wie sehr ich Dich dafür liebe, dass Du dieses Land, seine Geschichten und seine Götter so sehr liebst. Das war wohl auch der Grund, warum die mächtige Morrigan Dir die Gnade erwies, Dein Leben in der Anderen Welt fortzuführen und mit mir, mein Herz. Ich habe auch noch eine kleine Geschichte, die wir an unseren Feuern erzählen. Bei uns Waldelben hat Lough Erne noch einen anderen Namen. Wir nennen ihn Loch Samhoir. Lange bevor die göttlichen Tuatha de Danaan unser heiliges Land betraten, gab es noch eine andere Welle von Einwanderern. Es war das Volk Partholons. von einem Meer weit im Osten haben sie sich aufgemacht eine neue Heimat zu finden. Durch ein dünnes Nadelöhr ging es in ein weiteres, größeres Meer, Heimat von Delphin und Möwe, vorbei an alten Tempeln und Inseln mit Steinkreisen, Brüdern und Schwestern der unsrigen hier und wieder ging es durch ein Nadelöhr in das gewaltigste Meer aller Meere und zu ihrer Rechten vorbei am riesigen Felsen des Morgensterns und dann weit, weit hinauf in den Norden, bis die Strömung sie hier in Inber Scene (Kenmare) an unser Ufer warf. Sie waren es, die nach den Fomorern kamen, sie in der Schlacht von Mag Itha schlugen und das Land urbar machten. Sie hegten und pflegten die Wälder und Seen. So glücklich waren sie hier, Partholon und sein Volk. Er und seine Gattin, Delgnat, lebten in einem Garten der Glückseligkeit. Sie zogen durch das Land und alles war wie ein Traum. Hoch zu Ross und an ihrer Seite, ihr treuer Wolfshund, der sie schon über alle Meere hinweg begleitet hatte. Tags oder nachts, sommers wie

winters – immer hielt Samhoir aufmerksam Wache. Doch so groß die Freude im Herzen der Frau, so groß war der Schatten der Eifersucht im Herzen ihres Gatten. Nur mit großer Mühe ertrug er die Anhänglichkeit seiner Frau an das Tier und eines Tages nach erfolgreicher Jagd gelangte das Paar an einen wunderbaren glasklaren See. Einen prächtigen Bock hatte Delgnat erlegt und Partholon, dem ein weiterer vor den Speer gelaufen war, ließ beide Tiere am Ufer niederlegen, damit sie für den Abend zubereitet werden konnten. Als er jedoch an Delgnats Bock vorübergehen wollte, lag Samhoir davor und knurrte ihn leise, kaum hörbar, an. Das war zuviel für den hohen Herrn. Ohne lange nachzudenken, nahm er den nächstbesten faustgroßen Stein und erschlug den treuen Rüden und so benannte Delgnat den See nach ihrem treuen Tier. Später starb das ganze Volk Partholons aus, mehr als zehntausend Seelen. Die einen sagten, weil etwas oder jemand eine Seuche über das Volk brachte, die anderen sagten, das mit dem Schatten der Eifersucht auch der Schatten des Untergangs Partholons Herz berührt hat und wenn das Herz eines Anführers unrein wird, kann dies auch sein Volk nicht überleben.“

Misnéachard atmete tief ein: „Das sind sehr wahre Worte, Shasza, und so ist es auch. Ein Anführer muss tun, was nötig ist: Entscheiden und er entscheidet nie nur für sich selbst allein, auch wenn die Angelegenheit offensichtlich nur ihn selbst betrifft. Seine Ansprüche und Bedürfnisse müssen immer zurückstehen vor den Ansprüchen und Bedürfnissen seines ganzen Volkes. Es ist ein schmaler Grat, über den er wandelt und seine Augen und sein Herz müssen weiter vorausschauen als die all seiner Untertanen zusammen und jeden einzelnen von ihnen muss er besser kennen als dieser sich selbst. Er ist die Waage, die sein Volk in einem ausgewogenen Gleichgewicht halten muss. Er ist derjenige, der entscheidet und er und sein Volk werden die Folgen seiner Entscheidungen tragen müssen. Es gibt noch eine Geschichte zum Lough Erne, allerdings zu einer Insel darin. Inis Saimer.“ Er schmunzelte und versuchte Amhráns Blick zu finden in dem sanft grün leuchtendem Licht. „Dort in der Mündung des Flusses Erne lebten Partholon und Delgnat und gemeinsam mit ihnen Topa, Partholons gut aussehender Diener, und Saimer, Delgnats, treue Hündin. Eines Tages war Partholon fort und Delgnat allein mit Topa und Saimer. So kam es, dass sie sich erst die Zeit mit Saimer vertrieb, doch mitten im Spiel mit dem Tier, fiel ihr Blick auf Topa und Begierde ward entfacht. Der Diener erwiderte ihren feurigen Blick. So teilten sie gemeinsam das Lager des Paares und sie teilten sich auch Partholons Met, den er immer aus einem goldenen Kelch zu trinken pflegte. Abends, als der Herr nun wieder zurück war und am Feuer saß, führte er seinen goldenen Kelch an seine Lippen und da sah er zwei verschiedene Lippenabdrücke auf dem glänzenden Metall. Mit einem gezielten Messerwurf traf er Topa genau ins Herz und auch die treue Hündin Delgnats streckte er so nieder.

Da trat seine Gattin an ihn heran und sagte: „Bin ich schuld, wenn Du mich allein lässt mit einem Mann, der einen Körper hat wie ein junger Gott? Dann kannst Du auch keine Katze allein lassen mit einem Schälchen voll Milch oder keine Frau mit einem Glas süßen Honig oder keinen Handwerker mit dem neuem Werkzeug seines Meisters oder kein Kind mit einem neuen Spielzeug und hoffen, dass sie daraus keinen Vorteil ziehen werden. Ist der Himmel blau? Du hast Dir Dein Stechpalmennest selbst geflochten. Jetzt sitze auch darin und murre nicht.“ Die Insel allerdings wurde nach dem Hund benannt und nicht nach dem Diener und bald darauf, verließen sie die Insel und das Schicksal ihres Todes ereilte sie.“ Misnéachard warf Scathcrobh einen warnenden Blick zu und sagte dann: „Und doch ist selbst der beste Anführer nicht vor dem Unerwarteten gefeit oder den fuchsigen Launen seiner Frau.“ und schmunzelte. So erreichten sie ein weiteres Tor und ihr Pfad der Finsternis führte sie hinaus in die Dunkelheit der Nacht. Still und mit gespitzten Ohren trat die Gemeinschaft in die Kühle hinaus Misnéachard richtete noch einmal das Wort an seinen Sohn: „ Nun, sind wir wieder in unserer Heimat und hier sind wir die Herren der Zeit. Eile, Tobann, und bringe Deine Mutter in Sicherheit. Wir werden noch einen Augenblick hier verweilen. Auf nun, auf und keine Mühen gescheut. Wir sehen uns wieder in den Wilden Gärten. Beschütze Deine Mutter und lass Dich von nichts und niemandem aufhalten. Tairise, Du hast das Helle Auge. Sei wachsam und nun säumet nicht mehr. Fort, nun, fort!“ Ein kurzer Blick in Amhráns Augen – Wärme, Zuversicht wechselte zu einem langen Verweilen bei Scathcrobh. Jeder Teil seines Körpers versprach ihm nie endenwollende Qualen sollte ihr auch nur ein Haar gekrümmt werden. Scathcrobh lächelte verbissen zurück. Er war jetzt an ihrer Seite und was auch immer dieses Kind gebot, die letzte Entscheidung würde immer die seine sein. Denn es ist immer die geschliffene Axt, die das letzte Wort hat. Er nickte erst Misnéachard und dann Tobann zu. Dann folgte er Tobann und Tairise gemeinsam mit Amhrán in die Nacht. Ihre Pferde waren ruhig und während sie im Schritt einem Feldweg folgten, blickte sich Scathcrobh noch einmal um. Wie auf der anderen Seite erhob sich hinter ihnen nun ein gewaltiges Felsentor in der Steilwand. Vor ihnen lag eine weite Grasebene durchsetzt mit vereinzelt größeren und kleineren Baumgruppen um die und durch die sich ein kleines Flüsschen schlängelte. Alles wirkte so offen und friedlich mit einem hellen Sternenhimmel über ihnen, dessen Sternbilder uralte Geschichten von vor seiner Zeit erzählten. Alles war so unwirklich und schön, dass er sich sehr zusammenreißen musste, um sich nicht zu sehr zu entspannen, sondern seine geschärften Sinne wach und aufmerksam zu halten. Tobann dreht sich immer wieder zu ihnen um, weniger um sie als um den Berg und davor seinen Vater und die Freunde im Auge zu behalten. Plötzlich legte ihm Tairise, die neben ihm ritt, eine Hand auf den Arm und sagte: „Wenn Du voranstrebst, blicke nicht

zurück. Ich kann sie fühlen, den Feind, denn der Berg wehrt sich gegen sie. Gerade haben sie die Höhle erreicht und Haldirs und seine verbliebenen Gefährten, Hymar, Hyan und Haris' Seelenlichter leuchten nun am Tisch der Götter, die anderen aber folgen ihnen leise. Auch die Schattenhand ist nur die Summe ihrer Finger und bald werden einige davon fehlen. Dein Vater, meine Eltern, Ciona und Dughorm werden ihnen schon einen gebührenden Empfang bereiten. Wir aber sollten uns nun langsam zum Ufer der Boand aufmachen. Unsere Feinde werden das Tor bald erreichen und dann haben sie freie Sicht bis zum Ufer, wenn wir es bis dahin nicht erreichen. Kommt, unsere Pferdchen, können einen leichten Galopp gerade gut vertragen.“ Auffordernd blinzelte sie Tobann an und dieser ließ sich nicht zweimal bitten. Amhrán und Scathcrobh folgten. Es schien als hätten die Tiere Freude daran, sich ein wenig miteinander zu messen. Wie Amhrán ritten Tobann und Tairise Füchse, doch deren Ohren, Mähnen, Fesseln und Schweif waren weiß. Seltsamerweise schien der Weg zum Ufer des Flüsschens immer weiter in die Ferne zu rücken je schneller sie vorankamen. Bald droff der Schaum von den Tieren und schließlich verlangsamten sie ihre Geschwindigkeit. Auf Trab folgte Schritt und Scathcrobh und Amhrán blickten verwundert zurück. Am Steinernen Tor zuckten grüne Blitze vom Himmel und dort war viel Bewegung zu sehen. Gerade setzte sich eine kleine Gruppe ab, während ihnen mehrere dunkle Schatten folgten. Hilfesuchend drehte sich Amhrán wieder um und sagte: „Warum gehen wir jetzt im Schritt, wo uns der Feind doch so nah auf den Fersen ist. Seid Ihr verrückt? Wir müssen reiten, reiten, was die Pferde hergeben. Grausam wirken diese Reiter auf mich und ich will ihnen nicht in die Hände fallen.“ Tobann brachte sein Pferd an die Seite von Landi und sprach zu seiner Mutter: „ Und Du wirst Ihnen auch nicht in die Hände fallen. Dieses Land hat seine eigenen Gesetze und es würde niemals zulassen, dass Dir ein Leid geschieht. Denn Du bist seine Königin und es liebt dich. So wie Scathcrobh nie zulassen würde, dass Dir etwas geschieht. Nicht wahr?“ Die Schattenhand nickte kaum merklich. „Junge, halt jetzt keine Reden. Du sprichst von eigenen Gesetzen und das freut mich sehr. Trotzdem würde mir Euer Land wesentlich besser gefallen, wenn wir in baldiger Kürze in Sicherheit wären. Ich bewege mich nicht gern auf einer Vorlegeplatte, bevor das Essen losgeht und schon gar nicht, wenn der Feind gerade seine Gabel in die Hand genommen hat.“ Tobann lächelte ihn auf die gleiche elbische Art an wie sein Vater. Scathcrobh hasste das, als wäre er der kleine Junge, der keine Ahnung hat und deshalb auch nicht mitspielen darf. Als wäre dieser Rotzlöffel das Ende aller Weisheit. Dem würde er seinen Wissensstand schon eines Tages vermitteln, ganz sicher. Spannenderweise rückte der Fluss mit jedem Schritt näher und näher und bald schon hörten sie sein gurgelndes Plätschern. Plötzlich schüttelte Tairise den Kopf und ihren Körper durchzuckte ein unsichtbarer Blitz. „Jetzt, Tobann, jetzt

sind sie nah. Du musst Dich beeilen, wir treffen uns am anderen Ufer.“ Ängstlich drehte sich das Mädchen um, als Amhrán ihrem Blick folgte, sah sie wie nah die drei übrig gebliebenen Verfolger waren. Scathcrobh sprang vom Pferd und zog seine große Lochaber aus dem Halfter: „Reite zu, Tobann, und bring Deine Mutter in Sicherheit. Ich bleibe hier und helfe Tairise.“ Mit einem Mal wurde Tobann ein junger Mann, der schon viele Jahre die Lehren der Fianna und auch der Waldelben atmete. Sein elbisches Blut in den Adern pochte, als er ruhig und bestimmt erwiderte: „Nein, Du kommst mit uns. Tairise, kann auf sich selbst aufpassen. Aber meine Mutter braucht uns beide. Steig auf und tu es, hör auf zu denken und versuche nicht etwas zu verstehen, was Du nie verstehen kannst. Dies ist unser Land. Wenn ich „Jetzt“ rufe, dann gebt Ihr Euren Pferden die Sporen und springt in den Fluss. Mehr braucht ihr nicht zu tun, einfach auf mein Zeichen warten und dann springen. Jetzt ist keine Zeit für Hahnenkämpfe.“ Scathcrobh warf ihm einen halbtödlichen Blick zu, der eigentlich genau das Gegenteil verhielt. Mit Unbehagen steckte er die gewaltige Axt wieder ein und stieg auf Bás. Als wäre er in der Zeit gefangen, beobachtete er wie die drei Bärenreiter immer näher kamen und laut schrien sie: „Art, Art, Art....“ bevor sie Tairise fast schon erreicht hatten. Diese schien von der Gewalt und Schnelligkeit in keiner Weise beeindruckt zu sein. Sie brachte ihr Pferd seitwärts zum Flusslauf und dann legte sie ihre rechte Hand auf ihr Herz und blickte Tobann tief, tief in seine goldbraunen Augen. Scathcrobh brauchte einen Augenblick, bis er das Murmeln ihrer Stimme von dem Murmeln des Fließschens trennen konnte. „Lasto beth daer rimmo nin erin.“ Immer wieder flossen diese Worte von ihren Lippen und je mehr Scathcrobh lauschte umso wirrer schient die Welt um ihn zu werden. Mühsam brachte er sein Pferd an Landis Seite und auch in Amhráns Augen herrschte Verwirrung. Es war als drehe sich die Welt um sie und sie selbst wären die einzigen Anker, die ihre Schiffe noch an Ort und Stelle halten konnten. Mit großer Anstrengung warf er Amhrán seinen Umhang über und zog sie an sich und wie ein Vögelchen im Sturm ließ sie sich von seiner Stärke, seiner Sicherheit umhüllen. Dann geschahen mehrere Dinge gleichzeitig. Vor ihnen türmte sich eine gewaltige silberblaue Säule aus Wasser auf. Es war, als würde sie den Himmel dieser aus Zeit und Raum verrückten Welt berühren. Tairise zog an den Zügeln ihres Fuchses und Tobann rief laut und durchdringlich: „Jetzt“. Auch Amhrán und Tobann zogen an den Zügeln ihrer Pferde und als sie sich aufrichteten, gaben sie ihnen die Sporen und sprangen los. Während Tobann ihnen ebenso folgte, geschah Verwunderliches. Mit einem Mal löste sich die Säule auf, wurde zu einem Regen prasselnder Diamanten aus nichts als Wasser und fiel in sich zusammen. Obwohl Amhrán und Scathcrobh nur über den Fluss hinwegsetzen wollten, schien jetzt gar kein Fluss mehr da zu sein. Denn vor ihnen öffnete sich nun ein Schlund, ein Strudel aus Wasser, in den sie und ihre

Pferde hinein zu stürzen schienen. Mit großen rollenden Augen scheuten die Pferde ihrer Angreifer und zwei stürzten mit ihren Reitern sofort zu Boden. Langsam wie in einem Tanz war Tairise bei ihnen und mit zwei Streichen ihres Schwertes beendete sie ihr Leben. Ein Blick, ein Sprung und hinter ihr schloss sich eine Wand aus Wasser. All das flog an Amhráns Auge vorbei wie der Flügelschlag eines Schmetterlings, ein Blitzen und doch für das eigentliche Auge blind. Sie fühlte nur Kälte, Nässe, hörte gurgelnde Geräusche um sich, Landis Rücken zwischen ihren Schenkeln und eine suchende Hand, die nach der ihren griff.